

# *DER ZÜNDFUNKE*

81

## Das Gaslaternen-Journal

Magazin für historische Beleuchtung und verwandte Themen

Nummer 81 \* Ausgabe 11/12-2018 \* Jahrgang 11 \* 18,00 € \* 9. Dezember 2018

**100**

SEITEN

**ProGaslicht e.V.**

Verein zur Erhaltung und Förderung des Gaslichts als Kulturgut

# INHALTSVERZEICHNIS

Herzlich willkommen	3
→Düsseldorf	4
Stadtwerke eröffneten Laternen-Parcours	4
→Berlin	5
Es wird Nacht in Siemensstadt	5
Nicht nur Gaslicht – auch Kopfsteinpflaster verschwindet	6
→Berlin in den Zwanziger Jahren ... ..	7
Babylon Berlin – Eine TV-Serie macht Furore	7
Der Tanz auf dem Vulkan – Berlin dreht am Rad	9
Berlins wilde 20er – Gasversorgung und Gasbeleuchtung	29
Nehm'se jrün, det hebt – Berliner Museum feierte Zille-Jahr	52
→Frankfurt am Main	57
Neues Altstadtviertel wurde eröffnet	57
Die Altstadt von Frankfurt am Main	60
→Hongkong – Historische Gaskandelaber durch Taifun zerstört	76
Nix wie Lampe 1 – Allmächt, noch eine Laterne	77
Nix wie Lampe 2 – Der lange Weg zu eigenen Gaslaternen	79
Graf Koks	89
Schicht im Schacht – Pippi inne Augen. Der Ruhrbergbau endet	90
→Prag – Im Advent wird auf der Karlsbrücke per Hand gezündet	96
Und hier noch was Gutes zum Schluss: Der einzige Zeuge – Eine Weihnachtsgeschichte	98

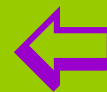
## DIE ALTSTADT VON FRANKFURT A/M GESCHICHTE BELEUCHTUNG REKONSTRUKTION EINES ALTSTADTVIERTELS



**Ab Seite 57**



## DIE GOLDENEN 20ER JAHRE IN BERLIN Die große Reportage ab Seite 7



Kurfürstendamm im  
Gaslicht (1929)

Impressum \* **DER ZÜNDFUNKE** \*- Das Gaslaternenjournal des Vereins ProGaslicht e.V.

Bilder Titelseite: Bettina Raetzer-Grimm, Rückseite Nico Wolf

Redaktion und Gestaltung: Bettina Raetzer-Grimm \* Tel.: 03379-312220 \* [www.progaslicht.de](http://www.progaslicht.de) \*

Erscheinungsweise der Printausgabe: 6 Ausgaben im Jahr \* Bezug der Printausgabe gegen einen Kostenbeitrag von 38 € pro Jahr. Vorkasse.

Bankverbindung: ProGaslicht e.V. \* Berliner Volksbank \* BLZ 100 900 00 \* Konto-Nr. 217 131 1007 \*

**IBAN: \*.DE96 1009 0000 2171 3110 07.\* BIC: \* BEVODEBB \***

Verwendungszweck: Zuendfunke Abo <Bitte Lieferadresse angeben>

\* Wenn Sie Anzeigen schalten möchten, kontaktieren Sie uns bitte \* Auflage der Printausgabe nach Bedarf \*

V.i.S.d.P.: Bettina Raetzer-Grimm \* Druck: wir-machen-druck.de

HERZLICH WILLKOMMEN ZUR AUSGABE NOVEMBER/DEZEMBER 2018

## LIEBE GASLICHT-GEMEINDE!

Dieser Zündfunke zum Jahresende 2018 ist etwas anders. Kaum aktuelle Nachrichten, und kurz vor Weihnachten wohl auch kein Wunder. Dafür diesmal viele Geschichten aus der Geschichte: Das faszinierende Berlin der 1920er Jahre. Verrückt und verrucht, aber auch aufgeheizt und brodelnd. Ein Tanz auf dem Vulkan. Und die sich anschickende Weltmetropole war eine Stadt des Lichts: Der elektrischen Lichtreklamen – aber auch der unzähligen Gaslichter auf den Straßen. Elektropolis und Gasopolis in einem!

Kaum weniger faszinierend der Blick auf die einst größte mittelalterliche Stadt Deutschlands: Die Altstadt von Frankfurt am Main, wo gerade ein Stück davon als Rekonstruktion wiedererstanden ist. Viele sind der Meinung, man habe Frankfurt sein historisches Herz und damit seine Seele wiedergegeben. Vielleicht gibt es ja doch noch ein Umdenken, was die Erhaltung der historisch-authentischen Gaslichter Frankfurts angeht.



Interessant sind auch die Beiträge von zwei Vereinsmitgliedern. Beide haben ihr Herz für das Gaslicht entdeckt und können jetzt stolz ihre Laternen vorstellen. Wie sie das angestellt haben im fränkischen Neustadt an der Aisch und im niedersächsischen Leiferde? Es steht in diesem Heft.

In Prag ist – wie in jedem Jahr – zur Adventszeit wieder der Laternenanzünder Jan Žákovec unterwegs. Seinem Publikum, darunter Einheimische und Besucher, erzählt er die Geschichte und Geschichten über die Prager Gaslaternen. Und mit großen, staunenden Augen beobachtet sein Publikum, wie das goldene Licht der Goldenen Stadt die Karlsbrücke und andere Straßen wiedererobert hat.

Wir haben ein recht aufregendes Jahr hinter uns, vor allem im Hinblick auf die Düsseldorfer Gaslaternen. Wir werden sehen, wie es weitergeht, auch wenn bei Vielen immer noch eine gehörige Portion Skepsis besteht.

Liebe „GasLichter“, wir wünschen Euch/Ihnen frohe, besinnliche Weihnachten und einen tollen Start ins neue Jahr. Alles Gute!

**Bettina Raetzer-Grimm und  
die ZÜNDFUNKEN-Redaktion**

# DÜSSELDORF

## STADTWERKE ERÖFFNETEN LATERNEN-PARCOURS

Am 26. November stellten die Stadtwerke Düsseldorf der Öffentlichkeit ihre „Lichtstrecke“ vor. Das Projekt war schon vor einer Weile angekündigt worden. Die Licht-Installation besteht aus insgesamt zehn unterschiedlichen Düsseldorfer Straßenleuchten und kann jederzeit besucht werden. Adresse: Kettwiger Straße (neben „Bauhaus“), direkt hinter den blauen „Wänden“.

Zuvor waren etwa 150 Gäste in die Turbinenhalle der Stadtwerke geladen worden, darunter Vertreter vieler Gaslichtinitiativen. Das Unternehmen, das die Straßenbeleuchtung betreibt, feierte die Eröffnung dieses neuen „Lichterwegs“. Im benachbarten Stadtwerkepark an der Kettwiger Straße können Bürger jetzt verschiedene Leuchtentypen mit Gas und Strom begutachten und sich über die Unterschiede informieren. Stadtwerke-Vorstand Dr. Udo Brockmeier betonte in seiner Ansprache, dass die Gründung des Energieversorgers im Jahr 1866 untrennbar mit dem Gaslicht zusammenhing. Verkehrsdezernentin Cornelia Zuschke erklärte erneut, mit den Gaslicht-Befürwortern auch weiterhin bei der Bewertung der Gaslaternen zusammenarbeiten zu wollen. Dr. Udo Brockmeier, Vorstandsvorsitzender der Stadtwerke, bekannte sich zur traditionellen Verbundenheit der Stadtwerke mit den Gaslaternen und würdigte das Heimatgefühl der Düsseldorfer zum Gaslicht. Als Besucher bei der Lichtweg-Führung die letzte der zehn Laternen, eine original Alt-Düsseldorfer Gaslaterne erreichten, war das spontane Resümee der Gruppe: *„Das hier überzeugt, das ist das schönste Licht... Wer braucht schon eine Kopie, wenn er das Original hat.“*



Die Laternen leuchten täglich nach Einbruch der Dämmerung. Es handelt sich um zehn Leuchten, allein fünf davon sind Modelle „Alt-Düsseldorf“, bei denen unterschiedliche Leuchtmittel eingesetzt wurden: Gas, LED warmweiß, LED kaltweiß oder eine Kombination mit Strom und Gas. Die Besucher haben hier die Möglichkeit, einen Eindruck von der atmosphärischen Wirkung der verschiedenartigen Laternentypen mit unterschiedlichen Beleuchtungsarten zu gewinnen. Sie können die unterschiedlichen Leuchtkörper, Leuchtmittel und Lichtfarben direkt in der Praxis erleben, vergleichen und beurteilen. *„Im Laufe der Zeit hat die Debatte rund um die Gasbeleuchtung eine neue gesellschaftliche Dimension gewonnen“*, betonte Dr. Udo Brockmeier, Vorstandsvorsitzender der Stadtwerke Düsseldorf, die von der Stadt den Auftrag für den Betrieb der öffentlichen Straßenbeleuchtung haben. *„Dabei geht es um Identität und Heimatgefühl, um Denkmalschutz – im weitesten Sinne um Kultur. Und gleichzeitig geht es um Sicherheit, Technik und natürlich auch Kosten. Wir entwickeln technische Zukunftskonzepte auch im Bereich der historisch wertvollen Gasbeleuchtung Düsseldorfs.“*



Oben: Dr. Udo Brockmeier, Manfred Abrahams, Cornelia Zuschke,  
Bild: Barbara Schmitz

Manfred Abrahams, Vertriebsvorstand der Stadtwerke Düsseldorf, erinnerte daran, dass die Gasbeleuchtung einst die Keimzelle des Unternehmens war: *„Die Stadtwerke Düsseldorf wurden 1866 gegründet, um die Stadt mit gutem und preiswertem Gas zu versorgen, das zunächst ausschließlich für die öffentliche Straßenbeleuchtung genutzt wurde. Die Stadtwerkerinnen und Stadtwerker sind stolz darauf, dass sie immer wieder gute technische Lösungen für den Weiterbetrieb der Gaslaternen gefunden haben, etwa bei der Umstellung von Stadt- auf Erdgas Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre.“* Damals verabschiedeten sich die meisten deutschen Städte aus der gasbetriebenen öffentlichen Beleuchtung. Der Park ist kostenlos zugänglich, die Bahnstation „Stadtwerke/Düsselstrand“ (Linie 706) befindet sich vor dem Eingang. Infotafeln vor den Leuchten informieren jeweils über Technik und Design.

BRG

# BERLIN

## ES WIRD NACHT IN SIEMENSSTADT

In unserer letzten Ausgabe berichteten wir über erboste Anwohner, die von einem Tag auf dem anderen regelrecht ins Dunkle gesetzt wurden. In der Scharfen Lanke in Berlin-Gatow (Bezirk Spandau) hat man die Gasstraßenbeleuchtung abgebaut – und auch keine anderen Leuchten installiert. Sozusagen eine Einladungskarte, ausgestellt vom Berliner Senat, für Einbrecher, Straßenräuber und sonstige üble Gesellen. Die Menschen in der kleinen Straße waren empört. Doch wie wir ja inzwischen wissen, ist das den Gaslaternen-Killern des Berliner Senats schnurzpiepe – wie der Berliner zu sagen pflegt. Der nächste Aufreger ließ nicht lange auf sich warten. Tatort diesmal: Siemensstadt (ebenfalls Bezirk Spandau). Gerade erst ließ sich der Regierende Bürgermeister von Berlin, Michael Müller, dafür feiern, dass in Siemensstadt für 600 Millionen Euro ein neuer „Technologiepark“ entsteht, finanziert vom Namensgeber des Stadtteils: Siemens. Gleichzeitig bringt es seine Technokratentruppe, die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung fertig, in einigen Straßen die Gasleuchten – sie sollen private Leuchten sein – ersatzlos zu entfernen. Nun trauen sich die Bewohner des Bödikersteigs und des Wehneltsteigs abends nicht mehr aus dem Haus. Beide Straßen liegen zwischen Nonnendammallee und Wernerwerkdam.



Rentner Franz Schmidt-Lammert ist empört: „Abends gehen wir jetzt nicht mehr aus dem Haus, überhaupt leben hier viele Senioren, die haben jetzt in der dunklen Jahreszeit Angst, auf die dunkle Straße zu gehen.“ In beiden Straßen sind also sehr viele ältere Menschen betroffen. Was ist, wenn jemand stürzt und sich die Knochen bricht? Wo bleibt die

Verkehrssicherungspflicht? Aber Ideologie steht in Berlin offenbar auch über der Gesundheit älterer Bürgerinnen und Bürger. Von etwaigen Ängsten vor Dieben, Räubern oder ähnlich zweifelhaften Gestalten mal ganz zu schweigen. Das Treiben der zuständigen Behörde ist eine einzige Unverfrorenheit!

Warum setzt man die Anwohner ins Dunkle? Und warum vergreift sich die Verwaltung an „private“ Laternen? Die Antwort des Senats auf eine Anfrage aus dem Abgeordnetenhaus ist eine Frechheit:

„Im Rahmen des kürzlich beendeten Bauvorhabens zur Umrüstung von Gasleuchten im Bezirk Spandau, wurden in einigen Privatstraßen die Gasleuchten ersatzlos demontiert.“ Angeblich würden die Eigentümer solcher „Privatstraßen“ über den Abriss der Gasleuchten vorab informiert. Doch wie schon bei der Demontage in der Scharfen Lanke in Gatow hat man es auch diesmal offenbar unterlassen, die Anwohner über den Laternenabriss zu informieren. Besonders unverschämt ist auch, dass die Verkehrsverwaltung von Senatorin Regine Günter (parteilos, für Grüne) gegenüber Daniel Buchholz, einem SPD-Abgeordneten erklärt habe, „es sei komplett egal, dass die Menschen nun im Dunkeln wohnen“. Weiter erklärte die Verwaltung, „es sei nicht Aufgabe des Senats, Anlagen auf privatem Besitz zu betreiben“. Da bleibt dann aber die Frage, was die Verwaltung auf Privatgrund überhaupt zu suchen hat? Wird sich hier an Privateigentum (Gasleuchte) vergriffen, so wäre das schlicht Diebstahl. Die Senatsverwaltung schob übrigens noch nach, „die Gasversorgung werde für einen ganzen Bereich gekappt, man könne sie deshalb nicht für einzelne Straßen aufrechterhalten. Und grundsätzlich sei das Ziel, die Gasbeleuchtung so weit wie möglich zurückzubauen.“ Nur 3.300 Gaslaternen wurden ja angeblich unter Denkmalschutz gestellt. Das Groteske dabei: In unmittelbarer Nähe zu den betroffenen Anliegerstraßen, genauer gesagt nördlich der Nonnendammallee liegt eines der größten Gebiete, wo nach dem Willen des Senats die Gasbeleuchtung erhalten werden soll. Es ist das Viertel zwischen Nonnendammallee, Rohrdamm, Heckerdamm und Geißlerpfad. Insgesamt 218 Gasleuchten seien hier unter Denkmalschutz gestellt worden, darunter 119 Aufsatz-, 92 Hänge- und sieben Modelleuchten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese angebliche „Gaslicht-Schutzzone“ nicht das Papier wert ist, auf dem sie steht.

Ein Verhalten wie das der Berliner Verwaltung, mal eben den Leuten die Beleuchtung komplett zu nehmen, wäre in anderen Städten womöglich undenkbar. Hauptsache, das Gaslicht wird entfernt, die Leuchten verschrottet. Damit will man sich anschließend als Klimaretter-Welthauptstadt gerieren. Die Bürgerinnen und Bürger, vor allem aber das Flair der Stadt bleiben dabei auf der Strecke.

BRG

# NICHT NUR DAS GASLICHT - AUCH KOPFSTEINPFLASTER VERSCHWINDET

Deutsche Städte bauen sich – zumindest manchmal – rekonstruierte Straßenzeilen mit ebensolchen Reko-Bauten. Mal als Fachwerkhaus, mal als Schloss, ja selbst Kirchen wurden oder werden im alten Look wiedererrichtet. Ein bisschen was Altes darf's schon sein. Gerne auch ein paar steinerne Zeugen des letzten Bombenkrieges, sozusagen in Ruinen-Romantik. Berlins Gedächtniskirche lässt grüßen. Aber ja nicht zu viel „altes Gedöns“. Und schon gar nicht echtes altes aus früheren Jahrzehnten oder Jahrhunderten. Authentisch? Brauchen wir nicht!



Berlin-Kreuzberg in den 1960er Jahren, Chamissoplatz/Ecke Arndtstraße, Bild: Slg. PGL

So etwa denken heute viele, vor allem aus Politik und Verwaltung. Deshalb geht man den Originalen gern an den Kragen. Beispielsweise Gasstraßenlaternen. Oder Straßenpflaster. Beides befindet sich aktuell auf dem Schirm von Leuten, die unsere Städte aus unterschiedlichen Gründen umbauen wollen.

Straßenpflaster hat Tradition, nicht nur in Deutschland, sondern fast überall auf der Welt. Doch seit Jahrzehnten geht der Anteil gepflasterter Straßen und Wege zurück. So will Berlins Senat nicht nur die Gaslaternen auf den Schrott werfen, sondern auch das ungeliebte Kopfsteinpflaster entfernen – und durch Asphaltdecken ersetzen. Offizielle Begründungen: Zu laut, zu rutschig, zu gefährlich. In den vergangenen 15 Jahren wurden allein in Berlin über 350 000 Quadratmeter asphaltiert. Berlin rüttelt am historischen Kopfstein-Pflaster! Dabei trifft es auch Straßen in Denkmalsgeschützten Bereichen wie die kürzlich in den Medien genannte Friesenstraße in Kreuzberg. Insbesondere die Grünen und die Fahrrad-Lobby freuen sich, denn zum einen würde der Schallpegel um mehrere Dezibel gesenkt, zum anderen hätten es die Radfahrer leichter. Aber der Schuss könnte nach hinten losgehen. Autofahrer werden in der Regel durch Pflaster eingebremst, sie fahren schlichtweg langsamer. Ist die Fahrbahn aber asphaltiert, dann gibt man eher Gas. Eigentlich ganz einfach, aber seltsamerweise scheinen das gerade die Grünen nicht zu begreifen. Stattdessen holen Grüner lieber irgendwelche Hindernisse heraus, um den Autoverkehr zu behindern (amtsdeutsch: zu beruhigen). Eine Berliner Kopfsteinpflaster-Hochburg war Pankow, dort sind seit dem Jahr 2000 mehr als 150.000

Quadratmeter Pflasterung verschwunden. Was oft zu sehen ist, sind gepflasterte Straßen, die man mit Asphalt „ausgebessert“ hat. „Verschlimmbessert“ würde es wohl besser treffen, denn gerade solche zusammengeflückten Straßen sind dazu prädestiniert, zur Schlaglochpiste zu werden. Doch vor allem die Fahrradlobby trommelt gegen das Pflaster, nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Städten.



Berlin-Moabit, Melanchthon-, Ecke Spenerstr., Bild: PGL

In Bremen gab es einen regelrechten Straßenkampf um das Pflaster: Grüne und der Allgemeine Deutsche Fahrradclub (ADFC) gegen Anwohner. Für die Bewohner gehören die Pflasterstraßen in bestimmten Vierteln zu ihren historischen Wohnhäusern. Spruch einer Stadträtin von den Grünen: „Der Missstand ... erfordert dringendes Handeln. Außerdem gibt es Dinge, von denen man sich verabschieden muss.“ Und der ADFC-Vorsitzende ergänzt: „Unsere Stadt ist kein Freilichtmuseum. Das Rad spielt eine immer größere Rolle. Da sind Veränderungen nötig.“



So verlieren unsere Städte peu a peu ihr Gesicht. Das bisschen historische Bausubstanz, größtenteils durch den Krieg sowie den Stadtumbau der Nachkriegszeit verloren gegangen, wird jetzt auch noch geopfert, damit es eine bestimmte Klientel bequemer hat.

Nico Wolf

# BABYLON BERLIN - EINE TV-SERIE MACHT FURORE



Filmszene aus „Babylon Berlin“ mit angedeuteten Gasstraßenleuchten, links das Vergnügungslokal „Moka Efti“, Bild: Wikipedia

Vor einigen Wochen lief im deutschen Fernsehprogramm (ARD) eine bisher beispiellose Krimi-Serie aus der Zeit der 1920er Jahre. Schon lange Zeit davor wurde für diese Serie die Werbetrommel gerührt (Oben: Filmszene).

Mit „Babylon Berlin“ entstand eine aufwändige, teure Produktion aus Deutschland. Es wurden zunächst 16 einstündige Folgen produziert, das Budget dafür lag bei 38 Millionen Euro. „Babylon Berlin“ ist damit die bis dato teuerste deutsche Serie, die jemals hergestellt wurde.



Auch in etlichen anderen Kategorien stellt die Serie Rekorde auf. Dabei geistern viele, teilweise auch recht stark voneinander abweichende Zahlen durch die Presse. Eine Auswahl: 180 bis 200 Drehtage werden genannt, 300 Drehorte, 50 Sprechrollen, 500 Komparsen, 70 Requisiteure und Ausstatter.

Und irgendwie kann man den Eindruck gewinnen, dass auf dieser Produktion auch große Hoffnungen ruhen, die weit über diese Produktion selbst hinausgehen. Ganz nach dem Motto: Damit schafft Deutschland den Anschluss an die ganz großen, erfolgreichen aufwändigen Serien. Endlich wieder Weltniveau!

Das Publikum sprang zumindest hinsichtlich der Quoten auf diesen „Tanz auf dem Vulkan“ aus der Zeit zwischen den Weltkriegen an. Ein Kommissar kämpft gegen das organisierte Verbrechen und gegen Verschwörungen gegen das seit 1918 mit demokratischer Verfassung ausgestattete Deutsche Reich. Neben erfundenen Figuren spielen vor allem historische Personen aus dieser Zeit eine Rolle: Reichsaußenminister Gustav Stresemann, Reichspräsident Paul von Hindenburg, Berlins Polizeipräsident Karl Zörgiebel und Berlins berühmtester Kriminalkommissar Ernst Gennat.

Die Hoffnungen der Branche heizte die Vertriebsfirma Beta Film jedenfalls schon mal weiter an: Die Serie sei bereits in 60 Länder verkauft, unter anderem hat sich demnach Netflix die Rechte für die USA gesichert.

Das ambitionierte Projekt haben ARD, Sky, X-Filme und Beta Film koproduziert. Die Macher betrachteten diese Art der Finanzierung als Modell, das auch künftig hochwertige deutschen Serienproduktionen ermöglichen könnte. Das Besondere an dem Setup: Zuerst lief die Serie auf Sky und erst ab Herbst 2018 war sie auch im ARD-Programm zu sehen — also mit einem Jahr Zeitversatz. Doch dafür musste die ARD eben auch deutlich geringere Kosten schultern.

Die Serie sollte inhaltlich, wie auch technisch neue Maßstäbe setzen. Das war den Produzenten sowie den Regisseuren Tom Tykwer, Hendrik Handloegten und Achim von Borries offenbar auch besonders wichtig. Entsprechend aufwändig wurde die

Serie ausgestattet — aber nicht einfach mit den üblichen, längst bekannten Schauspielern, sondern zu einem großen Teil mit frischen Gesichtern— und eben auch beim Set- und Licht-Design. Manche der Filmszenen wurden einfach hinreißend dargestellt, beispielsweise die Tanzszenen im Vergnügungstempel „Moka Efti“. Auch die Kleidung der Darsteller im zeitgemäßen Look der 1920er Jahre war sehenswert. Zwar beklagten manche, die Serie würde mit dem Originalroman „Der nasse Fisch“ nicht Schritt halten und manches sei zu klischeehaft. Aber sei's drum. Es war an der Zeit für Filme, die in heute kaum bekannten Epochen spielen. Anders ausgedrückt: Deutschland zu Zeiten der Weimarer Republik, des Kaiserreiches oder noch etwas früher kommen im Deutschen Fernsehen praktisch nicht vor. Wenn etwas in früherer Zeit spielen soll, dann scheint stets die NS-Epoche erhalten zu müssen.



*Computeranimation: Das frühere Polizeipräsidium – „Rote Burg“ genannt – ist wieder auferstanden. Heute befindet sich dort das Einkaufszentrum „Alexa“. Leider hatten die Filmemacher vergessen, die moderne Leuchte rechts wegzuretuschieren ...; unten der Alexanderplatz. Auch hier gab es Fehler. Das Gebäude von „Jonass & Co.“ (neben der „Roten Burg“ wurde erst 1934 errichtet, das Alexanderhaus rechts daneben entstand 1930. Dort hatte die GASAG ein großes Kundenzentrum. Auch die Berolina-Statue fehlt.*



Zurück zu „Babylon“. Dem aufmerksamen Betrachter wird vielleicht aufgefallen sein, dass sich bei der Filmproduktion doch einige Fehler eingeschlichen haben. So sieht man einen Alexanderplatz mit modernen Gebäuden, das stimmt zwar – doch der Film spielt im Jahr 1928, und die modernen Gebäude wurden erst ab 1930 und später errichtet. Vollends daneben sind die modernen Platzleuchten, die hätten nun wirklich wegzuretuschiert werden müssen.



*Martialisch: Ein massives Polizeiaufgebot gegen Demonstranten. Da brauchte es viele Komparsen.*

Gut getroffen waren die Taxen der damaligen Zeit, die Straßenlaternen waren nicht ganz stilecht, obwohl man Gashänge- und Gasmodellleuchten durchaus hineininterpretieren konnte.



*Die Tanzszenen im Film waren beste Choreografie. Gedreht wurde im Kino „Delphi“ in Berlin-Weißensee*

Das „Moka Efti“ schließlich, dass vielleicht berühmteste Tanzlokal seinerzeit, existierte schon, aber nicht unter diesem Namen. Erst 1934 wurde es in „Moka Efti“ umgetauft. Der Name ging zurück auf den griechisch-stämmigen Besitzer „Giovanni“ Eftimiadis, der im April 1929 im Equitable-Palast (Leipziger, Ecke Friedrichstraße) das 2.800 Quadratmeter große Erlebnislokal eröffnete. Es handelte sich um ein Café mit Tanzhaus sowie einem Fischrestaurant und weiteren Einrichtungen (Friseur, Billardsalon, Stenografie-Service und Schachsaal). Es war schon bald das erfolgreichste Café Berlins mit einem Ausschank von mehr als 25.000 (!) Tassen pro Tag, nachts war es der beliebteste Tanzschuppen der Hauptstadt. 1933 verkaufte Eftimiadis seine Geschäftsanteile und erwarb das Café Schottenhaml, das zum „Moka Efti am Tiergarten“ wurde. Beide Cafés wurden im Jahr 1943 zerstört.

Die Krimiserie ist trotz der kleinen Fehler sehr gelungen und macht Lust auf mehr. Fortsetzungen sind schon abgedreht. Wie es tatsächlich im Berlin der 1920er Jahre zuging, erzählen wir in der nachfolgenden Reportage.

*Bettina Raetzer-Grimm*



**DER TANZ AUF DEM VULKAN - BERLIN DREHT AM RAD  
LICHTERGLANZ, AUSSCHWEIFUNGEN, STRAßENKÄMPFE ... ..**



Die Gründung der deutschen Republik.

Vor genau 100 Jahren schlug im Deutschen Reich die Geburtsstunde der Demokratie. Das Land war in Aufruhr, der Kaiser im Exil, Politiker aller Schattierungen kamen zusammen, um eine neue Verfassung auszuarbeiten. Gerade hatte Philipp Scheidemann die Republik ausgerufen (Bild oben in der Mitte), dazu die Bilder der Mitglieder des „Rats der Volksbeauftragten, der provisorischen amtierenden Regierung, ihr gehörten sechs Politiker an, jeweils drei von der MSPD und der USPD).

bekanntesten Vertreter der neu gegründeten KPD, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht von rechtsradikalen Freischärlern umgebracht. Und das Morden war in der ersten Zeit der Republik an der Tagesordnung, nacheinander traf es Leo Jogiches (KPD-Vorsitzender) am 10. März 1919, Hugo Haase (USPD-Vorsitzender) am 8. Oktober 1919, Matthias Erzberger (Reichsfinanzminister) am 26. Januar 1920 und Walther Rathenau (Reichsaußenminister) am 24. Juni 1922.



In Berlin tobte der Kampf auf der Straße, der allein im Jahr 1919 mehr als 1.300 Menschen das Leben kostete. Während SPD-Politiker wie der spätere Reichspräsident Friedrich Ebert versuchten, die Monarchie durch Einführung einer konstitutionellen Verfassung zu retten und drohende Verhältnisse wie in der Sowjetunion zu verhindern, schrieb die „Rote Fahne“, Organ des linksradikalen Spartakus-Bundes, „das Volk solle bewaffnet bleiben und vor der alten Ordnung auf der Hut sein.“ Am 15. Januar 1919 wurden die beiden



Das Marinehaus war im Jahr 1919 Standort des Stabes der Volksmarinedivision, einer bewaffneten Gruppe während der Novemberrevolution. Zu ihr gehörten neben Mitgliedern von SPD oder KPD vor allem parteilose Soldaten und Matrosen. Das Haus steht bis heute (Am Köllnischen Park 4/4A), die Laterne ist jedoch verschwunden. Bildquelle: unbek./Slg. PGL



Die Ermordung des Reichsfinanzministers Matthias Erzberger rief Hunderttausende zum Protest vor dem Berliner Schloß auf.

## MORDE, STRAßENSCHLACHTEN, UNRUHEN

Doch es waren nicht nur diese politischen Morde, welche die junge Republik erschütterten. In der Nacht auf den 13. März 1920 versuchten Rechtsradikale Freicorps um Wolfgang Kapp einen Umsturz. Der Putschversuch brachte das republikanische Deutsche Reich an den Rand eines Bürgerkrieges und zwang die sozialdemokratischen Mitglieder der Reichsregierung zur Flucht aus Berlin. Die meisten Putschisten waren aktive Reichswehrangehörige oder ehemalige Angehörige der alten kaiserlichen Armee und Marine sowie Mitglieder der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP). Anführer des Umsturzversuches war der Reichswehr-General Walther Freiherr von Lüttwitz. Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp, nachdem der Umsturz später benannt wurde, spielte nur eine Nebenrolle. Ein Hauptgrund für die Revolte war, dass der Versailler Vertrag vorschrieb, die Stärke des deutschen Heeres auf 100.000 Mann zu begrenzen.



Straßenkämpfe in Berlin im Januar 1919. Quelle: unbek.

Einen großen Anteil am Scheitern des Putsches hatte, neben der bewaffneten Gegenwehr von Arbeitern und der Uneinigkeit der Militärs über die eigentliche Zielsetzung des Putsches, unzweifelhaft der Generalstreik – der größte in der deutschen Geschichte. Am Vormittag des 13. März rief die Reichskanzlei im Namen des Reichspräsidenten Friedrich Ebert zum Generalstreik auf. Die großen Gewerkschaften sowie der Deutsche Beamtenbund schlossen sich dem Aufruf an. Am Sonntag, 14. März 1920, ging nichts mehr im Reich. In Berlin

stand nicht nur der Nahverkehr still, es gab auch kein Wasser, kein Gas und keine Elektrizität. Nach drei Tagen war der Spuk vorbei, der rechtsradikale Putsch beendet.



Barrikaden in Moabit, Linienstraße (Januar 1919).

Für Deutschland brachte der Umsturzversuch trotzdem nichts Gutes. Wenige Tage später trat SPD-Reichskanzler Gustav Bauer mit seinem Kabinett zurück. Bei den Reichstagswahlen im Juni 1920 verlor die breite „Weimarer Koalition“ aus SPD, Zentrum (einem Vorläufer der CDU) und DDP (eine Vorgängerpartei der FDP) ihre Mehrheit, von nun an regierte ein bürgerliches Minderheitenkabinett. Die meisten Putsch-Beteiligten wurden übrigens später begnadigt oder erhielten nur geringe Strafen.



Oben: Wahlwerbung der SPD 1919, Quelle unbek.; unten das erste Kabinett von Philipp Scheidemann (SPD), Bild: Bundesarchiv 183-R082082 vom 13. Februar 1919



Auch aus dem Ausland kam nichts Gutes: Der Friedensvertrag von Versailles sah Deutschland als allein schuldig am Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Die Vereinbarungen von Versailles waren für das Land demütigend. Gewaltige Reparationszahlungen wurden der neuen Republik aufgebürdet, dazu erhebliche Gebietsabtretungen. All dies wurde als nationale Schande empfunden und die weiter im Amt befindlichen Militärführer gaben der neuen Regierung die Schuld an diesem „Schanddiktat“, man sprach vom sogenannten „Dolchstoß“, weil die Republik den Vertrag abgesegnet hätte, obwohl das kaiserliche Heer auf dem Schlachtfeld vermeintlich unbesiegt geblieben war. Diese „Dolchstoßlegende“ sollte zu einem Giftfeil für das demokratische Deutschland werden. Die meisten Menschen in Berlin litten wie im ganzen Land nach der Kriegsniederlage 1918 vor allem an Armut. Hunger und Kälte sowie Obdachlosigkeit bestimmten das Leben. Die Wohnungsnot war dadurch bedingt, weil während des Ersten Weltkrieges die private Bautätigkeit zum Stillstand gekommen war. Die inflationäre Entwicklung machte den Bau von Wohnungen unrentabel, gleichzeitig entstand enormer Druck durch heimkehrende Soldaten, aber auch durch Flüchtlinge.



Spielzeugmarkt Weihnachten 1921, Quelle: unbek.

## DIE BILDUNG VON GROSS-BERLIN

Allem Unbill zum Trotz wuchs die Bevölkerung, auch der Energiebedarf stieg an. Eine Zäsur brachte die Bildung von Groß-Berlin im Jahr 1920. Am 27. April 1920 beschloss die Preußische Landesversammlung das „Gesetz über die Bildung einer neuen Stadtgemeinde Berlin.“ Bei der Abstimmung votierten 165 Abgeordnete mit „Ja“, 148 mit „Nein“, es gab 5 Enthaltungen. Berlin hatte nun 20 Bezirke, sieben Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke wurden eingemeindet. Damit verdreizehfachte sich das Stadtgebiet auf 878 Quadratkilometer. Die Einwohnerzahl stieg von 1.928.432 auf 3.690.131 Menschen. Bereits fünf Jahre später wurde die 4-Millionen-Grenze überschritten.

Zwar wäre zuvor niemand auf die Idee gekommen von einem „Klein-Berlin“ zu sprechen, aber nun verdoppelte sich per Gesetz die Einwohnerzahl über Nacht und es entstand eine moderne Großstadtgemeinde. Die zuvor in einem Umkreis von etwa 20 Kilometern um Alt-Berlin liegenden Städte und Gemeinden kamen unter einheitliche Verwaltung. Gegen diese kommunalpolitische Reform hatte sich das bürgerliche Lager vehement gesträubt, fürchtete es doch, die im Roten Rathaus dominierenden Sozialisten könnten ihren Einfluss in einem Groß-Berlin weiter ausdehnen. Das Gegenteil war der Fall, denn zu der proletarischen Wählerschaft aus den innerstädtischen Mietskasernen trat nun die breite konservative Schicht aus den Vororten. Das "rote Berlin" wurde von jetzt an bürgerlich regiert.

### Die Erweiterung Berlins durch das Groß-Berlin-Gesetz von 1920

(besonders kleinflächige Gutsbezirke und Forstgebiete wurden nicht mit in die Darstellung aufgenommen)



Kommunale Einheiten vor der Eingemeindung:  
 Altes Stadtgebiet von Berlin  
 Kreisfreie Städte  
 Stadtgemeinden  
 Landgemeinden  
 Gutsbezirke

Eingemeindungen aus dem ...  
 Landkreis Niederbarnim  
 Landkreis Teltow  
 Landkreis Osthavelland

Die neuen Berliner Verwaltungsbezirke nach der Eingemeindung

1 Mitte	5 Friedrichshain	9 Wilmerdorf	13 Tempelhof	17 Lichtenberg
2 Tiergarten	6 Hallesches Tor	10 Zehlendorf	14 Neukölln	18 Weißensee
3 Wedding	7 Charlottenburg	11 Schöneberg	15 Treptow	19 Pankow
4 Prenzlauer Tor	8 Spandau	12 Steglitz	16 Köpenick	20 Reinickendorf



Groß-Berlin 1920: Das frühere Stadtgebiet ist gelb umrandet; rechts: Auch der Nahverkehr musste nun dringend modernisiert werden.

## BERLIN ÄCHZT UNTER DER INFLATION

Plötzlich war Berlin nach der Fläche die zweitgrößte Metropole der Welt (nach Los Angeles) und nach Einwohnerzahl die Drittgrößte (nach London und New York). Nun wurde aus Berlin, dass jedoch nicht nur vom Magistrat der Stadt, sondern auch vom Land Preußen sowie dem Oberpräsidenten der preußischen Provinz Brandenburg mitregiert wurde, die pulsierende Reichshauptstadt.



In ganz Deutschland litt man zu Beginn der 1920er Jahre unter den erdrückenden Reparationszahlungen an die Siegermächte des Ersten Weltkrieges. Als die deutsche Regierung zu Beginn des Jahres 1923 keine Zahlungen mehr leisten konnte, besetzten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet. Es kam zum Ruhrkampf, dem passiven Widerstand deutscher Arbeiter gegen die Besatzer. Nun setzte die Hyperinflation ein, in wenigen Monaten verlor die Mark gegenüber dem US-Dollar rasant an Wert. Das Bankensystem und die deutsche Wirtschaft brachen zusammen. Im November betrug der amtliche Kurs eines US-Dollars sagenhafte 4,2 Billionen Mark. Erst mit der Einführung der neuen Währung „Rentenmark“ trat eine Konsolidierung ein. Die Folgen der Inflation (hohe Arbeitslosigkeit, Vermögensverluste usw.) brachten die Republik nachhaltig in Misskredit. Viele Menschen waren von ihr extrem enttäuscht.



Reichspräsident Friedrich Ebert bei der Verfassungsfeier am 11. August 1923. Bild: Bundesarchiv 102-10884.

Trotzdem entwickelte sich Berlin jetzt immer mehr zu einer Weltstadt. Ein fast beispielloses Nahverkehrssystem wurde geschaffen, neue Geschäftshäuser, aber auch Wohnsiedlungen errichtet. Auf breiten Straßen floss der Verkehr, das alte Exerziergelände auf dem Tempelhofer Feld wurde bereits am 8. Oktober 1923 zu einem Flugplatz.

Im gleichen Monat – am 29. Oktober 1923 – erlebte die Stadt die erste Radiosendung, am 4. Dezember 1924 die erste Funkausstellung. Nun begann die Phase, die später als die

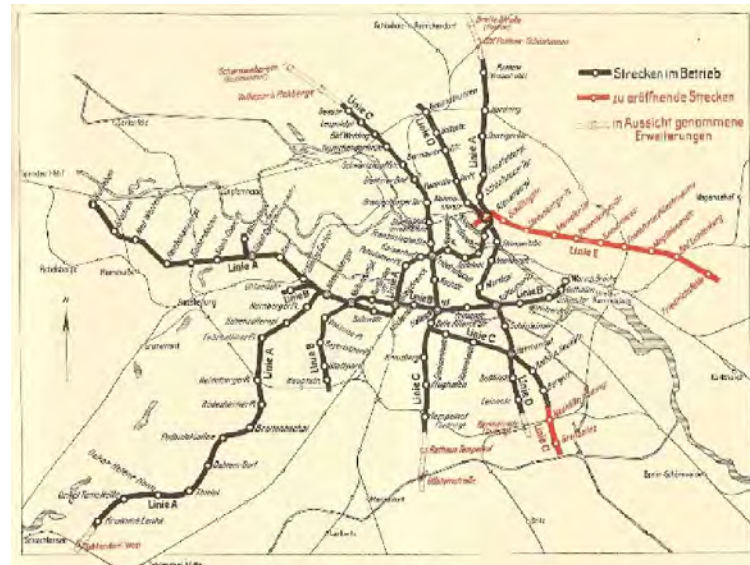
„Goldenen Zwanziger Jahre“ bezeichnet wurde. Gleichwohl war nicht alles im Lot, immer wieder keimten politische Unruhen auf, die von links und rechts kamen. Nach mehreren Ausschreitungen wurde am 6. Mai 1927 die NSDAP mit allen Unterorganisationen verboten, das Verbot wurde aber am 31. März 1928 wieder aufgehoben.



Nachdem Friedrich Ebert überraschend gestorben war, fanden in Berlin Trauerfeiern statt, an denen Tausende Menschen teilnahmen (Bild oben, Bundesarchiv 102-01131).

## WELTSTADT NIVEAU

Zwischen 1927 und 1929 entstand aufgrund der Entwicklung Berlins die Berliner Verkehrsbetriebe – BVG – ein Zusammenschluss von städtischer Straßenbahn, der privaten Omnibusgesellschaft ABOAG sowie teils kommunalen und teils privaten U- bzw. Hochbahnlinien. Die BVG wurde nach der Deutschen Reichsbahn und der IG Farben das drittgrößte Unternehmen Deutschlands.



Berliner U-Bahn-Plan im Jahr 1930

Der quirligste Platz Berlins war zweifellos der Potsdamer Platz, hier kreuzten 26 Straßenbahn- und fünf Buslinien, dazu S- und U-Bahnen, etwa 20.000 Kraftfahrzeuge, LKW, PKW und vermehrt auch Motorräder passierten diesen damals verkehrsreichsten Platz Europas.

Die Liste der Gewerbebetriebe Berlins aus jenen Jahren ist groß: 15.000 Metall verarbeitende Betriebe mit 400.000 Beschäftigten, 80.000 Betriebe der Textilbranche (210.000 Mitarbeiter), insgesamt waren mehr als 2,3 Millionen Erwerbstätige in Berlin beschäftigt, darunter etwa ein Drittel Angestellte.



Blick auf das Kaufhaus des Westens (KaDeWe) im Jahr 1925. Auffällig die Pressgas-Kandelaber am Wittenbergplatz.



Links: Das Polizeipräsidium am Alexanderplatz, auch „Rote Burg“ genannt; rechts Verkehr „Unter den Linden“. (Bilder um 1925, Quellen unbekannt); unten Malerkolonnen am Funkturm (1932), Bild: Bundesarchiv 102-13435

## KEINE ZEIT! KEINE ZEIT!

Und Berlin wurde zu einem Symbol der Schnelligkeit: Werbebroschüren sprachen von der Stadt des „rasenden Tempos“. Als am 3. September 1926 der Funkturm mit Böllerschüssen eingeweiht wurde, hieß es: „Hinan und vorwärts! Wohin? Zur Einweihung des Funkturms!“ „Tempo“ hieß auch die erste Bilder-Boulevard-Zeitung, die der Ullstein-Verlag 1928 herausbrachte und mehrmals am Tag erschien. Und der Schriftsteller und Satiriker Walter Mehring dichtete: „Mit der Uhr in der Hand, mit'm Hut uff'm Kopf, Keine Zeit! Keine Zeit! Keine Zeit! ... Mach Kasse! Mensch! Die Großstadt schreit: Keine Zeit! Keine Zeit! Keine Zeit!“ Der Berliner liebte Tempo – und er liebte auch die am 24. September 1921 eröffnete AVUS (Automobil-, Verkehrs- und Übungsstraße). Hier fanden Autorennen vor mehreren Hunderttausend Zuschauern statt, Fritz von Opel fuhr 1928 mit einem raketengetriebenen Opel RAK2 mit 230 km/h einen Geschwindigkeitsrekord.





*Kaisersaal im Weinhaus Rheingold, Quelle: unbekannt*

Während in dieser quirligen, geistreichen, gespenstischen, glanzvollen wie bedrohlichen Zeit die Reichsregierungen aufgrund der politischen Instabilität immer wieder wechselten (21 Regierungen in 14 Jahren), bestach die Stadtführung in Berlin durch eine gewisse Kontinuität. Seit 20. Januar 1921 regierte der liberale Gustav Böß (1873-1946) von der DDP als Oberbürgermeister, er wurde von der SPD unterstützt. Das sollte bis zum 7. November 1929 so bleiben.



*Das Matrayballett, gegründet vom ungarischen Regisseur, Schauspieler und Choreograf Ernst Matray, im Jahr 1929. Matray musste Deutschland 1933 verlassen.*

Selbst die 1929 eingeführte Straßenverkehrsordnung trug dem Tempo der Metropole Rechnung, Flanieren war verpönt: „Das Stehenbleiben auf der Gehbahn ist nur gestattet, wenn Fußgänger nicht gestört oder belästigt werden oder wenn es vor dem Überschreiten der Fahrbahn oder an einer Haltestelle oder zum Einsteigen in ein Fahrzeug erforderlich ist ...“ Berlin trug dem Rechnung. Der damalige sozialdemokratische Polizeipräsident Karl Friedrich Zörgiebel sorgte dafür, dass die Hauptstadt Lichtzeichenanlagen bekam. Die ersten Ampeln hingen an Überspannungen über verkehrsreichen Kreuzungen (so wie aktuell heute in Wien), schon 1924 entstand der erste, noch manuell bediente Verkehrsampelturm in Deutschland auf dem Potsdamer Platz. Einige Jahre später wurde Zörgiebel zu einer umstrittenen Person, er zeichnete verantwortlich für den sogenannten „Blutmai“ im Jahr 1929. In jenem Jahr galt in Preußen und so auch in Berlin ein allgemeines

Demonstrationsverbot, um Ausschreitungen von Kommunisten und Nazis von vornherein zu unterbinden. Doch die KPD rief am 1. Mai zu einer Kundgebung auf, an der Zehntausende teilnahmen. Daraufhin ordnete Zörgiebel an, auf die Menge mit scharfer Munition zu schießen, bei den über mehrere Tage verteilten Unruhen kamen 33 Demonstranten, darunter auch unbeteiligte Anwohner und zum Schluss ein Journalist aus Neuseeland ums Leben. Karl Zörgiebel ließ dabei auch gepanzerte Fahrzeuge mit Maschinengewehren einsetzen und auf Fenster schießen, an denen rote Fahnen hingen. Man sprach vom „Blutmai.“ Zörgiebel wurde später sowohl politisch als auch aus der Polizei selbst hart kritisiert.

## DER EISERNE GUSTAV

Berlin – eine Stadt der Gegensätze. Während im Frühsommer 1928 ein Berliner – Gustav Hartmann – als „Eiserner Gustav“ auf das Droschkensterben aufmerksam macht und mit seiner Kutsche nach Paris fährt, wächst in der Reichshauptstadt die Zahl der Automobile. Anfang 1929 sind es 82.000 (1922 waren es erst 17.000), doch nur jeder 100. Berliner ist Besitzer eines Kraftfahrzeuges.



*Oben: Wartende Droschke vor dem Wintergarten (1927); unten der legendäre „Eiserne Gustav“ mit seiner Kutsche (1928).*



Auch auf anderen Gebieten war Berlin Weltniveau: Mitte 1925 ist die Stadt mit etwa 300.000 Betrieben und 1,8 Millionen Beschäftigten die größte Industriestadt Europas. Vor allem die elektrotechnische Industrie produziert hier, darunter Siemens, AEG, Telefunken, Osram. Außerdem die Metallbranche mit den klangvollen Namen Borsig, Orenstein & Koppel, Knorr-

Bremse und Nationale Automobil-Gesellschaft (NAG). Ebenfalls von überragender Bedeutung war die Stadt als Wissenschaftsstandort. Albert Einstein war seit 1917 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, Otto Hahn und Lise Meitner arbeiten am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie. An der Charité gelingt es dem Mediziner Otto Heinrich Warburg, den Stoffwechsel in Tumoren zu entschlüsseln. Und auf der Berliner Funkausstellung 1928 werden von Telefunken erste Fernsehbilder öffentlich vorgeführt.



Auch Unglücke bleiben in einer Großstadt nicht aus. Oben: Straßenbahnunglück in der Heerstraße (1928); unten ein brennendes Taxi (1929). Quellen: unbek./Sig. PGL



Die Friedrichstraße im Jahr 1925, Bild: Willy Prager



Filmisch wurde das fast zelebrierte Tempo der Reichshauptstadt 1927 von Walter Ruttmann umgesetzt: In „Sinfonie der Großstadt“ (oben Filmplakat) wird das brodelnde Leben in allen Facetten gezeigt, morgens erwacht die Kanalisation, abends wandert die Schreibmaschine unter die Bettdecke.



Auf dem Presseball 1927, Quelle: unbek.

## LICHTERSTADT BERLIN

Ein Markenzeichen von Berlin in dieser Zeit waren die fast uferlosen und gegenseitig konkurrierenden Lichtreklamen, die Teile der Innenstadt in gleißendes Licht tauchten. In Teilen der Stadt herrschte eine geradezu überschwängliche, verführerische Lichtfülle, die zum Markenzeichen des Modernitäts- und Lebensgefühls der Metropole Berlin wurde. Der Illuminationszauber von Schaufensterbeleuchtungen, Lichtreklame und der geradezu verschwenderische Lichtschein von Kinos, Theatern, Nachtlokalen oder Warenhäusern und Geschäften sorgte für einen regelrechten Lichterausch. Und die städtische Berliner BEWAG forcierte die flächendeckende Stromversorgung, bald hatte jeder Berliner Haushalt einen Stromanschluss. Berlin war Lichtermetropole, im Jahr 1928 fand die „Lichtwoche“ statt, dabei wurden Gebäude angestrahlt und die Stadt als ein Lichtspektakel dargestellt. Namhafte Künstler wie Hans Baluschek, Paul Hoeniger und Lesser Ury schufen Gemälde der in Licht getauchten Großstadt.



Oben: Der „Osram-Turm“ während der Lichtwoche 1928;  
unten: Das zwischen 1927 und 1929 errichtete Warenhaus  
Karstadt am Hermannplatz. Bilder: Willy Pragher



Revue im Theater des Westens (1927). Quelle: unbekannt

Berlin war zu jener Zeit geradezu bevölkert von bekannten Künstlern, Malern, Film- und Theaterregisseuren, Grafikern, Bildhauern. Zuallererst wäre da der Maler Max Liebermann (1847-1935) zu nennen, er zählte zum patriotischen jüdischen Großbürgertum, war ursprünglich ein Anhänger des Kaisers und der Monarchie, die Revolution von 1918 war ihm zuwider. Doch nun bekannte er sich zur republikanischen Weimarer Reichsverfassung, 1927 wurde Liebermann – Präsident der Preußischen Akademie der Künste – Ehrenbürger Berlins.



Liebermann malt Hindenburg, Bild: Bernhard Hossner

Hier eine unvollständige Liste damals in Berlin aktiver Kreativ-Köpfe: Max Reinhardt, Adele Sandrock, Heinrich Zille, Kurt Tucholsky, Käthe Dorsch, Joachim Ringelnatz, Claire Waldoff, Käthe Kollwitz, Marlene Dietrich, Ernst Toller, Fritz Kortner, Curt Bois, Max Slevogt, Erwin Piscator, Ernst Barlach, Renée Sintenis, George Grosz ...

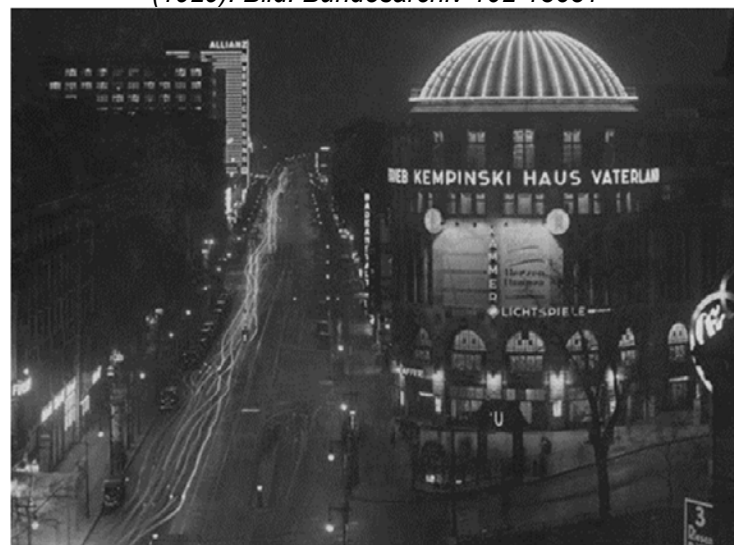


## BESUCHERMAGNET BERLIN

Und Scharen von Touristen kamen, sowohl aus dem In-, als auch aus dem Ausland. Berlin war angesagt. Hier gab es offenbar nichts, was es nicht gab. Gleich in der Nähe zweiter Bahnhöfe lag beispielsweise das Haus Vaterland am Potsdamer Platz, ein gewaltiger erlebnisgastronomischer Betrieb mit etwa einer Million Besucher pro Jahr. Zahlreiche Cafés sorgten für beste Unterhaltung und waren teilweise Treffpunkte von Künstlern, Schriftstellern und „wichtigen“ Leuten.



Oben: Fremdenverkehrsleiterinnen im Jahr 1928, Quelle unbek.; unten das Haus Vaterland am Potsdamer Platz mit Blick in die Stresemannstraße, hinten das Europa-Haus (1929). Bild: Bundesarchiv 102-13681



Berlin amüsierte sich köstlich: Oben eine Dame im Karnevalskostüm (1928); in der Mitte Vorführung eines Tanzbären. Gottseidank ist das heute nicht mehr möglich. Unten eine groteske Werbung mit überdimensionalem Gorilla. Quellen: unbekannt.



## SÜNDENBABEL BERLIN

Und Berlin galt als „Stadt des ordentlichen Lasters“, das Volk wollte nach dem Elend des Krieges leben und erleben, eine regelrechte Genussucht erfasste die Gesellschaft, Drogengenuss inklusive. Alles schien plötzlich erlaubt zu sein, die Freizügigkeit nahezu grenzenlos. Die Kehrseite wurde jedoch auch sichtbar: Geschlechtskrankheiten breiteten sich immer weiter aus, ein Gesetz von 1927 verbot Bordelle sowie das „Anschaffen“ in der Nähe von Kirchen oder Schulen. Im Gegensatz wurde die Beschränkung der „gewerblichen Unzucht“ auf bestimmte Straßen oder Viertel aufgehoben.



Von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt! Oben zwei unbekannte Damen im Gespräch mit einem Kraftfahrer; unten Marlene Dietrich als „femme fatale“ im 1929/30 gedrehten Film „Der Blaue Engel“. Die Uraufführung fand am 1. April 1930 im Berliner Gloria-Palast statt. Marlene Dietrich wurde anschließend weltberühmt und machte Karriere.



Zu den damals auffälligsten Figuren Berlins gehörte zweifellos die US-amerikanisch-französische Tänzerin, Sängerin und Schauspielerin Josephine Baker. Im Januar 1926 trat sie erstmals in Berlin auf, und zwar im Nelson-Theater am Kurfürstendamm. Furore machte Josephine Baker auch mit ihrem berühmten Bananenröckchen und einem Straußengespann, mit dem sie 1926 durch Berlins Straßen fuhr.



## SEHNSUCHTSORT VON SCHWULEN + LESBEN

Zu den schillerndsten Figuren zählte damals Harry Graf Kessler (1868-1937), ein schwerreicher Kosmopolit, Kunstsammler, Mäzen, Schriftsteller, Publizist, Pazifist und Diplomat. Seine veröffentlichten Tagebücher erstreckten sich von der Zeit des Kaiserreiches bis ins Jahr 1937. Kessler gab 1928 die Biografie des ermordeten Reichsaußenministers Walter Rathenau heraus. In den 1920er Jahren wurde Graf Kessler zu einem überzeugten Republikaner und aufmerksamen Beobachter des Berliner Politikbetriebes und des Nachtlebens. Über Josephine Bakers Auftritte und Besuche bei bekannten Personen schrieb er in seinem Tagebuch am 13. Februar 1926: „Um eins, nachdem gerade meine Gäste gegangen waren, rief Max Reinhardt an, er sei bei Vollmoeller, sie bäten mich beide, ob ich nicht noch hinkommen könne? Miss Baker sei da, und nun sollten noch fabelhafte Dinge gemacht werden. Ich fuhr also zu Vollmoeller in seinen Harem am Pariser Platz und fand dort außer Reinhardt und Huldshinsky zwischen einem halben Dutzend nackter Mädchen auch Miss Baker, ebenfalls bis auf einen roten Mullschurz völlig nackt, und die kleine Landshoff (eine Nichte von Sammy Fischer) als Junge im Smoking (...) Die nackten Mädchen lagen oder tänzelten zwischen den vier oder fünf Herren im Smoking herum, und die kleine Landshoff, die wirklich wie ein bildschöner Junge aussieht, tanzte mit der Baker moderne Jazztänze zum Grammophon.“



Links: Harry Graf Kessler (1906), Gemälde von Edvard Munch; rechts im Jahr 1917, Bild: Rudolf Dührkoop

Wegen seiner politischen Einstellung und seiner sexuellen Orientierung (Graf Kessler war homosexuell) musste er 1933 vor den Nazis fliehen und ging zunächst nach Mallorca, zum Schluss nach Frankreich, wo er schließlich völlig verarmt starb.

In Fragen sexueller Orientierungen ging die Reichshauptstadt jetzt neue Wege. Im Jahr 1919 gründete der Arzt und Sexualforscher Magnus Hirschfeld (1868-1935, Bild oben rechts) das weltweit erste Institut für Sexualwissenschaft (Adresse Berlin-Tiergarten, Beethovenstr. 3), schon früh schrieb er Abhandlungen über gleichgeschlechtliche Lebensformen und galt als Mitbegründer der ersten Homosexuellen-Bewegung. Die neue Freizügigkeit nutzte

vielen homosexuellen Berlinern, die jetzt ihre Bedürfnisse einigermaßen ausleben konnten, allen gesetzlichen Verboten zum Trotz. Darüber hinaus wurde Berlin zum weltweiten Sehnsuchtsort von Schwulen und Lesben. Hirschfeld wurde schon in den 1920er Jahren von Nazi-Schlägertrupps verfolgt, sein Institut verwüstet.



Magnus Hirschfeld gründete bereits 1897 mit anderen Mitstreitern ein Komitee, das sich die Entkriminalisierung homosexueller Männer zum Ziel gesetzt hatte. Bereits in den 1920er Jahren war Hirschfeld ein besonderes Feindbild der Nazis, obwohl einige von ihnen bei Hirschfeld Patienten waren. 1931 verließ Hirschfeld Deutschland. Sein Institut wurde am 6. Mai 1933 von Nazis geplündert und zerstört. Bild: unbekannt



Entwurf eines Filmplakats „Gesetze der Liebe - Aus der Praxis eines Sexualforschers. Gefahren der Jugend - Zuchthaus wegen § 218. (1927/28), Regie: Dr. Magnus Hirschfeld.

## VERRUCHTES BERLIN

In Berlin war es damals schick, als „Hetero“, in das schwullesbische Leben einzutauchen, es gab unzählige Lokale und Bars. Im Jahr 1928 musste gar die Frau des Reichsaußenministers, Käthe Stresemann, einige honorige Gäste wie den britischen Ex-Premier Ramsay MacDonald nebst Gattin durch „verruchte“ Nachtlokale führen. Paris galt zwar als die Stadt der Liebe, doch Berlin bot Laster, die man in Paris oder London nicht zu sehen bekam. Viele Frauen und Mädchen wussten sich angesichts der Massenarbeitslosigkeit nicht anders zu helfen, als sich zu prostituieren.



Oben: Im Jahr 1929 malte Hans Baluschek das Gemälde „Dinnerwinkel“, unten Baluscheks „Morgengrauen“ aus dem Jahr 1930.



## DIE GANOVEN-METROPOLE

Selbstverständlich hatte Berlin auch seine Schattenseiten. Kriminalität war ein großes Problem. Viele Kriegsheimkehrer standen vor dem Nichts, verwahrlosten und glitten ins Verbrechermilieu ab. Der Schlachtruf: „Licht aus! Messer raus!“ kam nicht nur von Revolutionären, sondern auch von Kriminellen. Und diese, darunter Diebe, Hehler, Spieler, Schmuggler, Erpresser oder Zuhälter, waren selbstbewusst, schlossen sich in sogenannten Ringvereinen zusammen. 64 dieser Vereine existierten in der Hauptstadt. Ziel dieser Vereine war ursprünglich die Unterstützung entlassener Strafgefangener. Doch die Vereine mutierten später zu mafiösen Vereinigungen, die Verbrechen absprachen oder sich gegenseitig Alibis verschafften. Die Behörden hatten es schwer, diesen Umtrieben beizukommen. Die Ringvereine trugen so harmlos klingende Namen wie „Geselligkeitsclub Immertreu e.V.“, „Apachenblut“ oder „Sparverein“.

Eine Berühmtheit im Berlin der 1920er Jahre war Ernst Gennat (1880-1939, Bild unten). Gennat war einer der erfolgreichsten Kriminalisten überhaupt, wobei er absolut nicht dem Klischee eines preußischen Polizeibeamten entsprach. Wegen seiner großen Körperfülle wurde er von seinen Kollegen „Buddha“ genannt. Gennat gründete 1926 die „Zentrale Mordinspektion“, die weltweit für Anerkennung sorgte. Seine Aufklärungsquote für Kapitalverbrechen lag bei 95 Prozent, wobei er geschickte Verhörtechniken anwendete. Gennat war für seinen trockenen Berliner Humor berühmt.



Ein Kuriosum stellte auch Gennats Amtszimmer im ersten Stock des Berliner Polizeipräsidiums dar, gegenüber der Trasse der Stadtbahn an der Dircksenstraße. „Es war eine unvergleichliche Mischung aus plüschig-gemütlichem Wohnzimmer und Gruselkabinett [...]. Kein zweites Büro einer Mordkommission dürfte derart originell ausgestattet sein.“ (Regina Stürickow). Den Mittelpunkt in Gennats Büro bildeten ein durchgesessenes grünes Sofa und zwei ebenfalls durchgesessene grüne Plüschessel. Einen Meter darüber hing eine Konsole, auf der ein präparierter Frauenkopf stand, der einmal in Papier gewickelt aus der Spree geborgen worden war und von den Kriminalbeamten als Zigarettenspender zweckentfremdet wurde. In der Ecke neben dem Sofa lehnte eine Axt, die einst Tatwerkzeug in einem Tötungsdelikt war. Fotografien männlicher und weiblicher Mörder und Opfer sowie ein vom Zigarrenrauch vergilbter Pharus-Plan von Groß-Berlin vervollständigten die Dekoration.

## GENNATS MORDAUTO

Ernst Gennat erkannte als einer der ersten die Wichtigkeit einer genauen Spurensicherung am Tatort. Vor seiner Zeit war es keineswegs ungewöhnlich gewesen, dass die zuerst eintreffenden Schutzleute am Tatort erst einmal „Ordnung schafften“ oder die Leiche pietätvoll hinbettelten. Gennat legte genaue Richtlinien für das Vorgehen am Tatort fest und setzte als unverbrüchliches Prinzip durch, dass vor dem Eintreffen der Ermittler nichts angefasst oder verändert werden durfte. Berühmt wurde der Kriminalist Gennat mit seinem von der Daimler-Benz AG gebauten Mordbereitschaftswagen, umgangssprachlich „Mordauto“ genannt. Bei Bedarf konnte das Mordauto in ein behelfsmäßiges Büro umfunktioniert werden. Eine Schreibmaschine (mit Stenotypistin) gehörte ebenso zum Inventar wie ein Klapptisch und Klappstühle, damit auch im Freien gearbeitet werden konnte, sowie zwei im Inneren des Wagens angebrachte, versenkbare Tische. Der unmittelbaren Arbeit am Tatort dienten Materialien zur Spurensicherung, Markierungspfähle aus Stahl mit einem dreieckigen Feld und fortlaufenden Nummern. An alles war gedacht: Scheinwerfer, Taschenlampen, Fotomaterial, diverses Handwerkszeug, wie Scheren, Diamantschneider, Äxte und große Spaten, Schrittmesser, Messschieber und Meterstäbe, Gummihandschuhe, Gummischürzen, Pinzetten, Sonden und Pipetten, um ausgelaufene Flüssigkeiten aufzunehmen, sowie geeignete Deckelgläser, Kartons oder Flaschen zur Aufbewahrung von Beweisstücken.



Die Arbeit der Berliner Mordinspektion war weltweit so bekannt, dass häufig Prominente bei Gennat zu Besuch waren, um sich über seine Tätigkeit zu informieren, darunter Charlie Chaplin, Edgar Wallace oder Heinrich Mann. Nach der Machtübernahme durch die Nazis konnte Gennat im Amt bleiben, obwohl er als ein liberaldemokratischer Beamter galt und keine Sympathien für die neuen NS-Machthaber hegte. Berühmt wurde Gennat nochmals im August 1938. Nach dem Mord an einem Taxifahrer wurde die erste Fernsehfangung mit Kriminalkommissar Theo Saevecke im Fernsehsender „Paul Nipkow“ ausgestrahlt. Obwohl es zu diesem Zeitpunkt in Berlin erst 28 öffentliche Fernsehstuben gab, führten die zahlreichen eingehenden Hinweise zur Ergreifung des Täters.

## UND MAN SIEHT NUR DIE IM LICHT, DIE IM DUNKELN SIEHT MAN NICHT

Das Untergrund-Milieu war auch bei Künstlern ein großes Thema. Maler, Schriftsteller und Theaterregisseure beschäftigten sich mit den politischen und sozialen Umbrüchen und stellten ihre Werke vor. Bertold Brecht dichtete 1930 für die geplante Verfilmung seiner Dreigroschenoper „Die im Dunkeln sieht man nicht“.

## NEUES FRAUENBILD

Die 1920er Jahre brachten nach der Einführung des Frauenwahlrechts im Jahr 1918 auch ein neues Frauenbild hervor: Plötzlich gab es Sportwagenfahrerinnen, Fliegerinnen, Ballonfahrerinnen, Tennisspielerinnen. Kurzhaarfrisuren („Bubikopf“) waren in, kurze Röcke, Zigaretten rauchen – selbstverständlich mit Spitze – ebenfalls. Der offene Umgang mit Sexualität und Erotik gehörte zu den neuen Freiheiten. Dazu Kleidung, die sich mal lasziv (kurze Charlestonkleider) oder androgyn (Hosen und Rollkragenpullover, Windjacke) gab. Zehn Jahre zuvor wäre das alles undenkbar gewesen. Harry Graf Kessler sah es im Jahr 1930 so: „Die Republik habe „schönere, feinere, schlankere, strahlendere Menschen hervorgebracht.“



Als Symbol der neuen Erotik galt für viele Frauen die Zigarette (Bild oben, Quelle unbekannt). Das öffentliche Rauchen, das einst als verpönt galt, gehörte nun zum guten Ton. Die Zigarette war ein fester Bestandteil des neuen Lebensgefühls und schmeckte für viele Frauen nach Freiheit und Unabhängigkeit. Dabei entwickelte sich ein regelrechter Kult um die Zigarette. Aber sie war mehr als ein Symbol für Erotik, wie Eric Weitz, Professor für Geschichte, feststellt: das Zigarettenrauchen symbolisierte „die Befreiung der Frau von bürgerlichen Normen: etwa so, als ob Frau mit der Zigarette auf Häuslichkeit und Tradition aschen würde.“



Ein Büro in den 1920er Jahren: Schreibmaschine schreiben bei Grammophonmusik. Bildquelle: unbekannt/www.kubiss.org

## PRESSE TOTAL - PAUSENLOS ZEITUNGEN

Zu den Unterstützern der jungen deutschen Demokratie gehörten in den 1920er Jahren die großen Berliner Pressehäuser Ullstein und Mosse. Dreh- und Angelpunkt für die Medien war das historische Zeitungsviertel um Kochstraße und Jerusalemer Straße (südliche Friedrichstadt). In diesem Viertel hatten mehr als 500 Betriebe des grafischen Gewerbes, Druckereien und Verlagshäuser ihren Sitz. Unendlich viele Zeitungen und Zeitschriften deckten damals so ziemlich das gesamte gesellschaftliche und politische Spektrum ab und erreichte auch extrem links- oder rechts Stehende. Dazu kamen die Organe der politischen Parteien. Allerdings ließ die Sympathie zum Beispiel bei Ullstein für die Republik im Laufe der Jahre durchaus nach, so reagierte Ullstein nach dem verstärkten Aufkommen antisemitischer Propaganda mit der Reduzierung jüdischer oder links stehender Mitarbeiter. Der liberalen Presse gegenüber stand das Medien-Imperium von Alfred Hugenberg, einem rechtsnationalen Großindustriellen und frühen Unterstützer Hitlers.



Das von 1900 bis 1903 erbaute Verlagshaus Mosse, benannt nach Rudolf Mosse. Das Gebäude wurde zwischen 1921 und 1923 im Stil der Neuen Sachlichkeit umgebaut. Rudolf Mosse (1843-1920) war ein deutsch-jüdischer Verleger, der ein Zeitungsimperium führte, dazu zählte u.a. das auflagenstarke „Berliner Tageblatt“. Mosse war auch Kunstsammler. Sein Verlag ging 1932 in Konkurs. Das Gebäude existiert in Teilen heute noch, wurde aber baulich stark zum Nachteil verändert.

Überhaupt der Zeitungsmarkt: Mehr als 40 Zeitungen erschienen jeden Tag – und zwar als Morgen-, Mittag- oder Abendausgabe. Meldungen wurden nahezu stündlich auf den aktuellen Stand gebracht. Die im Stadtzentrum überall verteilten Zeitungsverkäufer wurden zu einem Symbol des damaligen Berlin.



Oben: Im Zeitungsviertel um 1925, Jerusalemer Straße/Ecke Zimmerstraße. Rechts die „ZZ“ – Zeitungszentrale, davor ein Lieferwagen „Lest die Funk Stunde“. Auffällig auch der Pressgaskandelaber. Bildquelle: unbek.

In den Redaktionsstuben der Berliner Tageszeitungen und Zeitschriften saßen damals viele bekannte Künstler, die mit ihren Karikaturen den Zeitgeist auf die Schippe nahmen. Einer davon war der bekannte Maler, Grafiker und Karikaturist George Grosz (1893-1959). Von ihm stammten vor allem sozial- und gesellschaftskritische Gemälde und Zeichnungen. Mit seinen Karikaturen verspottete er die politischen Kreise der Weimarer Republik.



Die Karikatur „Hunger“ von George Grosz (1924).

## SCHWARZ-ROT-GOLD

Dass die Republik der Jahre 1918 bis 1933 ziemlich fragil war, zeigte sich auch am Umgang mit staatlichen Symbolen. So war die schwarz-weiß-rote Flagge der Kaiserzeit offiziell zwar passé und Schwarz-Rot-Gold waren die offiziellen Reichsfarben. Doch bei den Handelsschiffen auf hoher See galt das nicht, dort wurde eine seltsame Kompromiss-Flagge gehisst (siehe unten). Gleichwohl notierte Harry Graf Kessler anlässlich der Vereidigung Paul von Hindenburgs zum Reichspräsidenten am 12. Mai 1925, „die Wilhelmstraße (Zentrum des Regierungsviertels), die sonst nur sehr bescheiden einige schwarzrotgoldene Fähnchen zu zeigen wagt, schwimmt heute in Schwarz-Rot-Gold.“

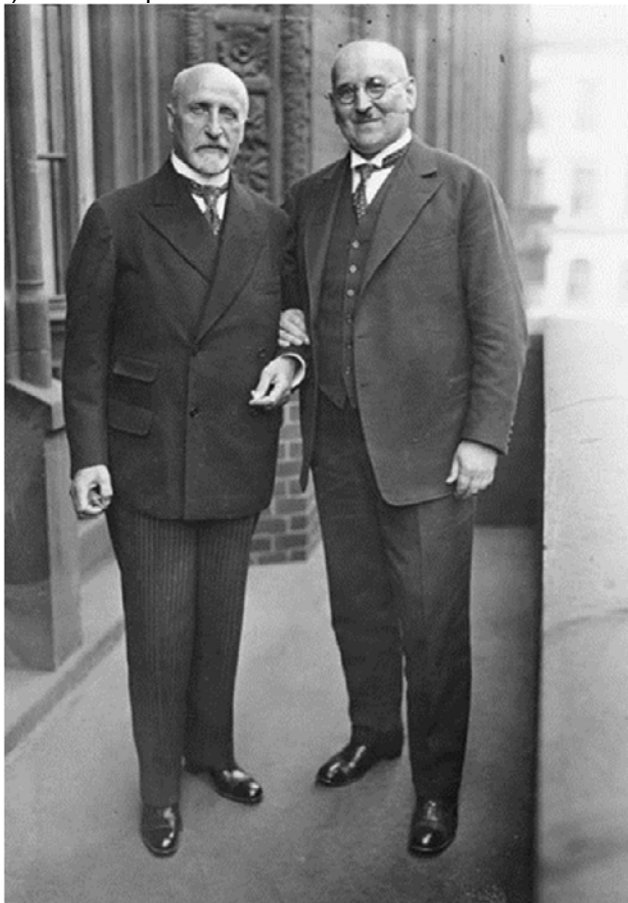


Rechts: Plakat des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“, einer der größten Massenorganisationen der Weimarer Republik. Der Reichsbanner wurde am 22. Februar 1924 auf Initiative der SPD zur Verteidigung der Demokratie gegründet. Die Mitglieder waren vor allem republikanisch gesinnte ehemalige Kriegsteilnehmer.



Das Reichspräsidentenpalais im früheren Palais Schwerin (Wilhelmstraße 73). Hier war von 1919 bis 1934 der Amtssitz des deutschen Staatsoberhauptes. Das Gebäude hatte den Bombenkrieg halbwegs gut überstanden, nach 1945/46 verfiel es aber. Trotzdem sollte es erhalten und restauriert werden. Doch im Jahr 1960 beschloss die DDR-Regierung völlig überraschend den Abriss bzw. Sprengung des Gebäudes. Bildquelle: unbek./Slg. PGL

Berlins Magistrat blieb zwar standhaft bei den Farben der Republik, doch am Verfassungstag im August 1927 brüskierten bis auf das „Excelsior“ alle großen Berliner Hotels die Reichsregierung. Sie weigerten sich, zum offiziellen Verfassungstag – einem arbeitsfreien Feiertag – die Nationalflagge zu hissen. Ein ungeheuerlicher Vorgang, danach schloss das Land Preußen und der Berliner Magistrat diese Hotels aus dem Kreis offizieller Veranstaltungsorte aus. Im Herbst 1929 stürzte zuerst in New York, danach weltweit die Börse ab. Zeitgleich stand die Reichshauptstadt vor erheblichen finanziellen Problemen. Ein Skandal um die Belieferung städtischer Einrichtungen mit Textilien erschütterte Berlin, in die Strudel dieses Korruptions-Skandals geriet unschuldig auch der Oberbürgermeister Gustav Böß (1873-1946). Was war passiert?



Berlins Oberbürgermeister Gustav Böß (rechts) zusammen mit dem Wiener Bürgermeister Karl Seitz am 1. Juni 1929.  
Bild: Bundesarchiv 102-07938

Max, Leo und Willi Sklarek, drei Brüder russisch-jüdischer Abstammung, hatten 1926 die Lager der Kleider-Vertriebsgesellschaft, mit der die Stadt Berlin den Eigenbedarf ihrer Beamten gedeckt hatte, erworben. Gleichzeitig erkaufte sie sich auch das Recht, städtische Betriebe und Dienststellen weiter zu beliefern. Dieses Belieferungsmonopol nutzten die drei Brüder recht schamlos auf, in den folgenden Jahren wurden etliche fingierte Rechnungen ausgestellt und mehr als 10 Millionen Mark erschlichen. Zudem belieferten die Sklareks Berliner Politiker und Beamte illegal mit Kleidung. Auch die Frau des Oberbürgermeisters war in den Skandal verwickelt, sie hatte einen wertvollen Pelzmantel für nur 375 Mark erhalten. Als OB Böß davon erfuhr, beglich er sofort die Differenz und spendete das Geld für wohltätige Zwecke. Doch obwohl Böß später von Korruptionsvorwürfen freigesprochen wurde, hing ihm der als Pelzmantelaffäre in die Geschichte eingegangene Skandal nach. Letztlich sollte der Fall Sklarek

zum größten Korruptionsskandal der Hauptstadt werden. Die Sklareks hatten es geschafft, sich in allen politischen Richtungen prächtig zu vernetzen. Einer der drei war Mitglied der DDP, welcher auch der Oberbürgermeister angehörte. Die beiden anderen gehörten der SPD an, die in der Stadtverordnetenversammlung die Mehrheit stellte. Aber die Sklarek-Brüder verstanden sich auch mit rechts- und links außen gut, sie spendeten sowohl der Deutschnationalen Volkspartei als auch den Kommunisten ordentliche Beträge.

Theodor Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblatts, schrieb am 13. Oktober 1929, „Die drei Brüder Sklarek kannten, wie in einem späten Augenblick Wilhelm II., keine Parteien mehr. Oder... sie kannten alle... es wurde bei ihnen republikanisch soupiert, deutschnational und völkisch gesoffen, kommunistisch mit Knallbonbons geknallt.“ Als sich der Skandal immer weiter ausbreitete, beschloss der Preußische Landtag die Einsetzung eines „Untersuchungsausschusses zur Klärung der Misswirtschaft in der Berliner Stadtverwaltung.“ Berlins bis dahin populärer Oberbürgermeister Gustav Böß musste am 7. November 1929 zurücktreten. Für die Extremisten ein gefundenes Fressen. Die KPD giftete im Februar 1930, „...das System Böß sowie das ganze System der Weimarer sei gescheitert“. Berlin wurde danach kommissarisch regiert, Böß' Nachfolger wurde erst 1931 in das Amt des Oberbürgermeisters eingeführt.



Heinrich Sahl (1877-1939) war von 1931 bis 1935 Oberbürgermeister von Berlin.  
Bild: (1932) Bundesarchiv 102-12970.

Kurz vor dem Rücktritt von OB Böß sowie drei Wochen vor dem Börsenkrach verlor das republikanische Deutschland eine ganz wichtige Stütze. Reichsaußenminister und Friedensnobelpreisträger Gustav Stresemann war am 3. Oktober 1929 gestorben. Stresemann war ursprünglich Monarchist, aber er verteidigte vor allem während seiner kurzen Amtszeit als Reichskanzler (1923) die Republik gegen den Hitlerputsch und er beendete den „Ruhrkampf“ durch einen Ausgleich mit den Besatzungsmächten Frankreich und Belgien.



## ES WIRD IMMER UNRUHIGER

Die Zeiten wurden jetzt immer unruhiger, wie zu Beginn der Republik. Die Zahl der Arbeitslosen explodierte ebenso wie die Firmenpleiten. Berlin-Besucher aus dem Ausland schienen davon kaum etwas mitzubekommen. Die New Yorker Reporterin Janet Flanner schrieb 1931, „in ganz Europa gibt es keine Hauptstadt, in der gutes Essen, elegante Restaurants, Mokka, Tabak, Musik, Blumen und Höflichkeit derart das Herz des Touristen erwärmen.“



Charlie Chaplin war ein gern gesehener Gast in Berlin, hier mit Pola Negri an seiner Seite (1919). Quelle: unbekannt

Berlins Bildungsbürgertum war ein Janusköpfiges Gebilde. Zwei Seiten, die sich diametral gegenüberstanden. Da war zum einen das noch der Kaiserzeit nachtrauernde Milieu, in weiten Teilen kulturkonservativ, rechtsnational und völkisch eingestellt. Dagegen stand eine kulturell weltoffene und liberal denkende, die Republik stützende Bevölkerungsschicht, zu der auch die meisten der damals rund 160.000 Juden zählten, das waren 4,3 Prozent der Bevölkerung. Außerhalb dieser „bürgerlichen Mitte“ befanden sich die Anhänger der extremen Rechten oder Linken. Darunter waren vor allem Arbeitslose, aber auch Angehörige einer zusehends verarmten Unter- und Mittelschicht. Und überwiegend antisemitisch eingestellt.

Regelmäßig wird Berlin nun durch Gewalttaten erschüttert. Am 14. Januar 1930 überfällt ein kommunistischer Trupp den SA-Sturmführer Horst Wessel in dessen Wohnung in Friedrichshain und schießt ihn nieder, sechs Wochen später stirbt Wessel. Daraufhin kommt es zu gewalttätigen Straßenkämpfen zwischen Nazis und Kommunisten, die NSDAP wird Wessel später zu einem Märtyrer und dem

Verfasser des „Horst-Wessel-Lieds“ („Die Fahne hoch...“) hochstilisieren. Im September werden sechs Mitglieder der KPD wegen der Ermordung Wessel zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt.

Am 14. April 1931 hat die Reichshauptstadt wieder einen Oberbürgermeister, der parteilose, aber deutschnational eingestellte Heinrich Sahn wird gewählt. Er wird dieses Amt bis zum 7. Dezember 1935 ausüben, 1933 tritt er der NSDAP bei. Am 12. September 1931 – dem jüdischen Neujahrstag – überfallen SA-Trupps jüdische Geschäfte sowie Passanten, die sie für Juden halten.

Am 9. August 1931 erschüttert eine Gewalttat Berlin, sie sollte nach der deutschen Wiedervereinigung nochmals eine Rolle spielen. Bei einem Streifengang werden zwei Polizisten auf dem Bülowplatz von Kommunisten durch Schüsse getötet. Einer der Mörder war der spätere Stasi-Chef Erich Mielke. Mielke wurde 1993 vom Landgericht Berlin wegen Mordes zu sechs Jahren Haft verurteilt, zwei Jahre später aber vorzeitig auf Bewährung entlassen.



Razzia in der Kösliner Straße (1931), Quelle: Bundesarchiv

Auch das Jahr 1932 ist durch zahlreiche Gewalttaten geprägt. Doch der Freistaat Preußen, der mit 38,1 Millionen Einwohnern weitaus größte Gliedstaat im Deutschen Reich, bleibt weiter eine Bastion gegen Rechts- und Linksextremisten und wird von der SPD regiert.



Wahlwerbung für Hindenburg am Columbushaus. Bild: unbek.

Paul von Hindenburg wird am 10. April 1932 im zweiten Wahlgang als Reichspräsident wiedergewählt, er wurde auch von der SPD unterstützt, um dessen Gegenkandidaten Adolf

Hitler von der Macht fernzuhalten. Hindenburg bekam schließlich 53 Prozent der Stimmen, Hitler 36,8 und KPD-Führer Ernst Thälmann 10,2 Prozent. Am 31. Mai 1932 gibt Reichskanzler Brüning (Zentrum) sein Amt auf, Nachfolger wird Franz von Papen, ebenfalls von der katholischen Zentrumspartei, Papen tritt schon bald aus dieser Partei aus und wird im Januar 1933 zu einem Wegbereiter Adolf Hitlers auf dem Weg zur Macht werden.



Hindenburg beim Spaziergang mit seinen Enkeln im Garten des Reichspräsidentenpalais (1932).  
Bild: Bundesarchiv 102-13171.

Viele Berliner haben Angst vor dem, was kommen könnte. Andere wollen sich partout nicht ins Bockshorn jagen lassen. Man besucht Konzerte oder Ausstellungen, findet Ruhe im Tiergarten, geht zum Modellieren in die Preußische Kunstakademie (Bild unten, Quelle unbekannt). Und es gibt eine Menge Zeitgenossen, die Hitler und die Nazis für einen Spuk halten, der bald wieder vorbeigehen würde ... ..



## TRÜGERISCHE RUHE VOR DEM BRAUNEN STURM

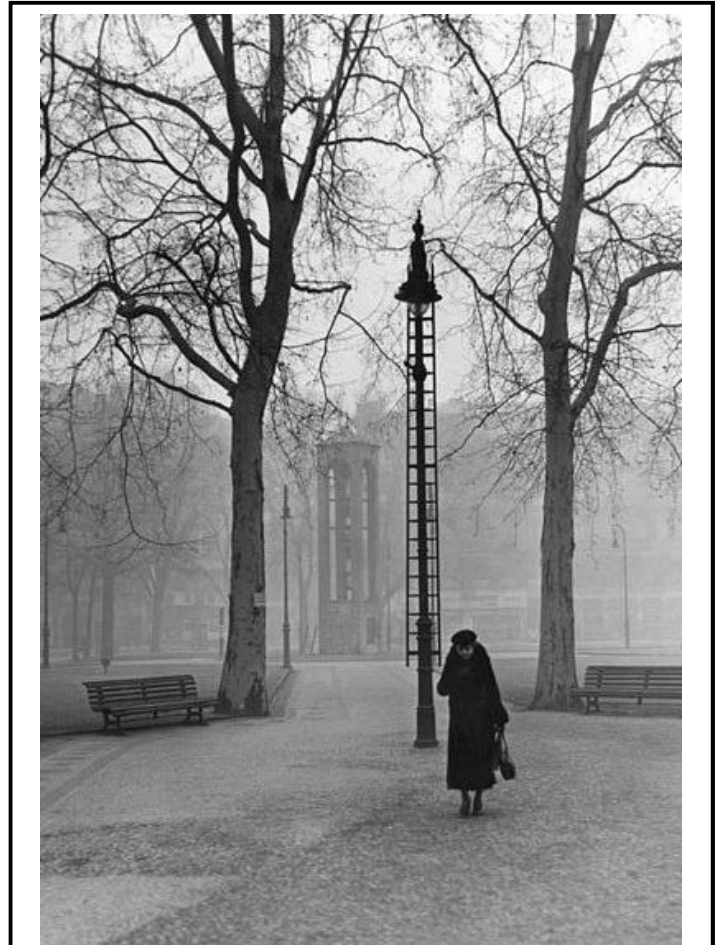


Links: Die Comedian Harmonists (1930); rechts Spaziergang im Tiergarten/Siegesallee (Puppenallee) im November 1930.



Links: Automobilausstellung am Kaiserdamm. Ein gängiger Spruch damals: „Ein Stück Blech, ein bisschen Rohr ... und fertig ist der <Brennabor>“ – ein damals produziertes Kraftfahrzeug. Hersteller waren die Brennabor-Werke AG, die auch Fahrräder, Motorräder und Kinderwagen produzierten. Bild: Bundesarchiv 102-06826; rechts: Der Reichstag im Jahr 1930 mit davor sehr gepflegten Grünanlagen. Doch die Ruhe ist trügerisch, niemand ahnt, dass das Parlamentsgebäude drei Jahre später in Brand gesteckt wird. Bildquelle: unbek./Ansichtskarte/Slg. PGL

Berlin erlebte immer wieder auch kleine wie große Katastrophen. Eine davon war der Großbrand des Warenhauses Tietz in der Chausseestraße. Am 1. Januar 1929 wurde das Kaufhaus durch diese Brandkatastrophe, die 15 Stunden andauerte, völlig zerstört (Bild unten, Bundesarchiv 102-07256). Da ahnte noch niemand, dass einige Jahre später noch viele weitere Häuser brennen würden ...



Oben: Gasleuchten auf dem Dönhoffplatz (1932); unten Pressgas-Kandelaber am Anhalter Bahnhof (1932).  
Quellen: unbek./Slg. PGL

## DER „PREUSSENSCHLAG“

Mitte des Jahres 1932 brodelt es im Reich. Immer wieder kommt es zu Protesten, Polizeieinsätzen, Saal- und Straßenschlachten zwischen den verfeindeten politischen Gruppen. Nationalsozialistische SA-Trupps werden immer brutaler.

Als am 17. Juli 1932 in Altona blutige Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nazis stattfinden, reagiert die inzwischen schon sehr rechtsnationale Reichsregierung und setzt am 20. Juli die geschäftsführende preußische Staatsregierung unter Otto Braun (SPD) ab. Bis dahin galt Preußen unter Führung der SPD als Bollwerk gegen die Nationalsozialisten, aber auch Kommunisten. Die Sozialdemokraten reagierten empört, halten einen Generalstreik wegen dieses „Preußenschlages“ wegen der hohen Arbeitslosigkeit aber für aussichtslos.

## DAS ENDE DER REPUBLIK

Nun zeichnet sich ab, dass die NSDAP bald die Macht übernehmen könnte, obwohl deren Stimmenanteil bei den Reichstagswahlen wieder leicht sank. Am 30. Januar 1933 ist es dann soweit. Reichspräsident Hindenburg ernennt Hitler zum Reichskanzler, nachdem NSDAP und Deutschnationale Volkspartei (DNVP) eine Regierungskoalition mit knapper Mehrheit zustande gebracht haben. Damit ist das Ende des demokratischen Deutschland besiegelt. Nichts wird mehr so sein wie vorher. Und es wird im Desaster enden.



## WELTSTADT BERLIN MIT GEGENSÄTZEN



Oben links: Mietskasernen; rechts heillosen Wirrwarr auf dem Potsdamer Platz (1923); unten links U-Bahnhof Uhlandstraße (1930); rechts Hacker-Pschorr-Haus am Potsdamer Platz (1929), Quellen: oben unbekannt; unten Willy Prager



Alexanderstraße in Richtung Norden, links das Kaufhaus Tietz. Pressgaskandelaber auf beiden Seiten der Straße, Bild: unbek / Slg. PGI

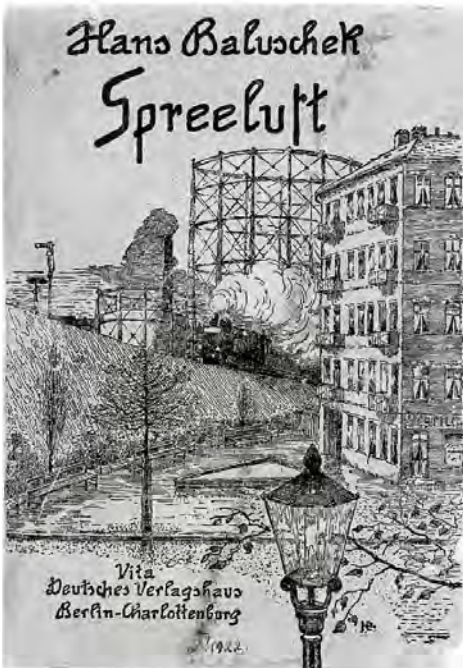
## BERLINS WILDE ZWANZIGER JAHRE

## GASVERSORGUNG UND GASBELEUCHTUNG

Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges hatten Berlin sehr zugesetzt. Im Jahr 1919 ordnete die Stadt Sperrstunden für die Gasentnahme an, die Städtischen Gaswerke mussten „Gaszuteilungsstellen“ einrichten und dafür Mitarbeiter einstellen. Im Inflationsjahr waren von den etwa 41.500 Gaslaternen der Vorkriegszeit gerade mal 9.200 in Betrieb. Die Gasabgabe sank von 476 Millionen Kubikmeter (1918) auf 335 Millionen Kubikmeter (1922).

Im Jahr 1918 bestand Berlin politisch und flächenmäßig im Wesentlichen noch immer in den 1861 erreichten Grenzen, doch die Bevölkerung war seit 1869 von 500.000 auf knapp zwei Millionen Einwohner gewachsen. Vor den Toren Berlins existierten acht Städte – sieben davon galten bereits als Großstädte (>100.000 Einwohner) – sowie 86 Gemeinden, die allesamt am Bevölkerungszuwachs im Großraum Berlin partizipierten. Doch die Planungen neuer Stadtgrenzen liefen bereits und dazu gehörte auch die Schaffung neuer Versorgungsgebiete für Wasser und Gas. Am 1. Oktober 1920 entstand „Groß-Berlin“, wie bereits an anderer Stelle erwähnt.

Vor dem Zusammenschluss gab es im Groß-Berliner Raum 16 Elektrizitäts- und 43 Gaswerke mit getrennter Verwaltung, unterschiedlichen Gebühren, Preisen und Tarifen sowie uneinheitlichen elektrischen Spannungs- und Gasdruckverhältnissen. Eifersüchteleien zwischen Gemeinden untereinander erschwerten ebenfalls eine Zusammenarbeit.



Hans Baluschek malte häufig Industrielandschaften, darunter auch Gaswerke. Links das Bild „Spreeluft“ (1913), rechts das Werk „Tiefer Schnee“ (1918). Zu sehen ist das Gaswerk in der Torgauer Straße.

Für die Städtischen Gaswerke entstand nun eine neue Lage. Die neue Großstadt besaß jetzt 15 in Betrieb befindliche Gaswerke, vier auf Alt-Berliner Gebiet und elf weitere, die durch die Eingemeindungen dazu kamen. Jetzt hatte die Stadt auch Mitspracherechte bei den Gasgesellschaften der ehemaligen Randgebiete wie bei der Deutschen Gasgesellschaft (DG) für den Kreis Teltow und der Gasgesellschaft Niederbarnim mbH für deren Kreisgebiet.

Die Stadtverordnetenversammlung in Berlin beschloss am 26. Oktober 1923 die Bildung dreier Aktiengesellschaften für die Städtischen Werke Gas, Wasser und Elektrizität. Ab diesem Zeitpunkt lautete die neue Firmenbezeichnung des Gasversorgers „Städtische Gaswerke AG“. Schon bald bürgerte sich das Kürzel „Gasag“ ein, damals noch klein geschrieben.

Nach Gründung der Berliner Städtischen Gaswerke AG am 8. November 1923 begann man sich um eine rationelle Betriebsführung bei der Gaserzeugung zu bemühen. Die Insel-Netze in den Vororten mussten mit dem Hauptnetz der Stadt verbunden werden, letztendlich sollten die kleinen, unrentabel gewordenen Gemeindegaswerke schnell vom Netz genommen werden. Die Zahl der Mitarbeiter betrug im Jahr 1923 immerhin 11.375 Personen und sollte schnell reduziert werden.

Bereits vor Gründung der Gasag hatte man mit Stilllegungen von Gaswerken begonnen. Zuerst traf es am 31. Dezember 1921 die Gemeindegaswerke Wittenau und Tegel-Dorf, am 13. April 1922 dann das städtische Gaswerk Gitschiner Straße. Kurz danach schloss das Gaswerk Lichtenberg I, im Herbst des gleichen Jahres das Gaswerk Heiligensee. Im Jahr 1923 machten Friedrichshagen und Rahnsdorf dicht. 1924 wurde das relativ große Gaswerk Schmargendorf geschlossen, der Abriss dauerte jedoch mehr als drei Jahre. Drei gewaltige Schornsteine wollten auch nach mehrmaligen Sprengversuchen einfach nicht fallen, die Tagespresse spottete darüber. Ebenfalls 1924 bzw. 1925 schlossen auch die Gaswerke in Hermsdorf und Köpenick und im Jahr 1927 Oberschöneweide und Spandau.



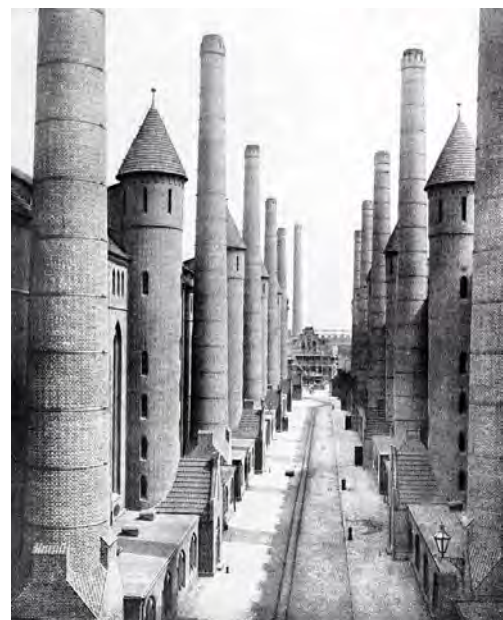
Das 1889-1891 errichtete Gaswerk Charlottenburg um 1930, umgeben von Wohnvierteln (oben), es befand sich an der Gaußstraße/Ecke Keplerstraße. Bilder: unbek./Slg. PGL



Ein besonderer Moment fand am 1. April 1929 statt. Die Gasag übernahm das Gaswerk Holzmarktstraße und bekam damit die Versorgungshoheit für die Innenstadt, die seit 1846 gemeinsames Versorgungsgebiet der englischen und der städtischen Gaswerke gewesen war. Damit gingen alle früher englischen Gasleitungen an die Stadt über. Im Oktober 1930 wurde das Gaswerk Holzmarktstraße geschlossen, auch die beiden Werke in Weißensee beendeten ihren Betrieb. Nach dieser „Flurbereinigung“ standen im Jahr 1930 insgesamt fünf Groß-Gaswerke der Gasag zu Buche: Tegel, Danziger Straße, Neukölln, Charlottenburg und Lichtenberg II. Alle zusammen produzierten 478.345.000 Kubikmeter Gas, 654.679 Tonnen Koks, 44.773 Tonnen Teer, 5.802 Tonnen Benzolvorprodukt und 6.680 Tonnen Ammoniumsulfat im gesamten Jahr.

In der Reichshauptstadt waren 1930 insgesamt 1.048.983 Gasmesser in Betrieb, dazu kamen 60.070 Gasstraßenleuchten mit 81.095 Flammen, 85 Prozent der Straßen wurden mit Gas beleuchtet. Die Rohrnetzlänge betrug 4.148,1 Kilometer. Hinzu kam die Lieferung von Gas an 44 Gemeinden in vier Kreisen außerhalb Berlins.

Die ebenfalls in Berlin tätige Deutsche Gasgesellschaft unterhielt im Jahr 1930 drei Gaswerke (Mariendorf, Gitschiner Straße und Schöneberg) und kam auf eine Jahresproduktion von 140.000.000 Kubikmeter Gas.



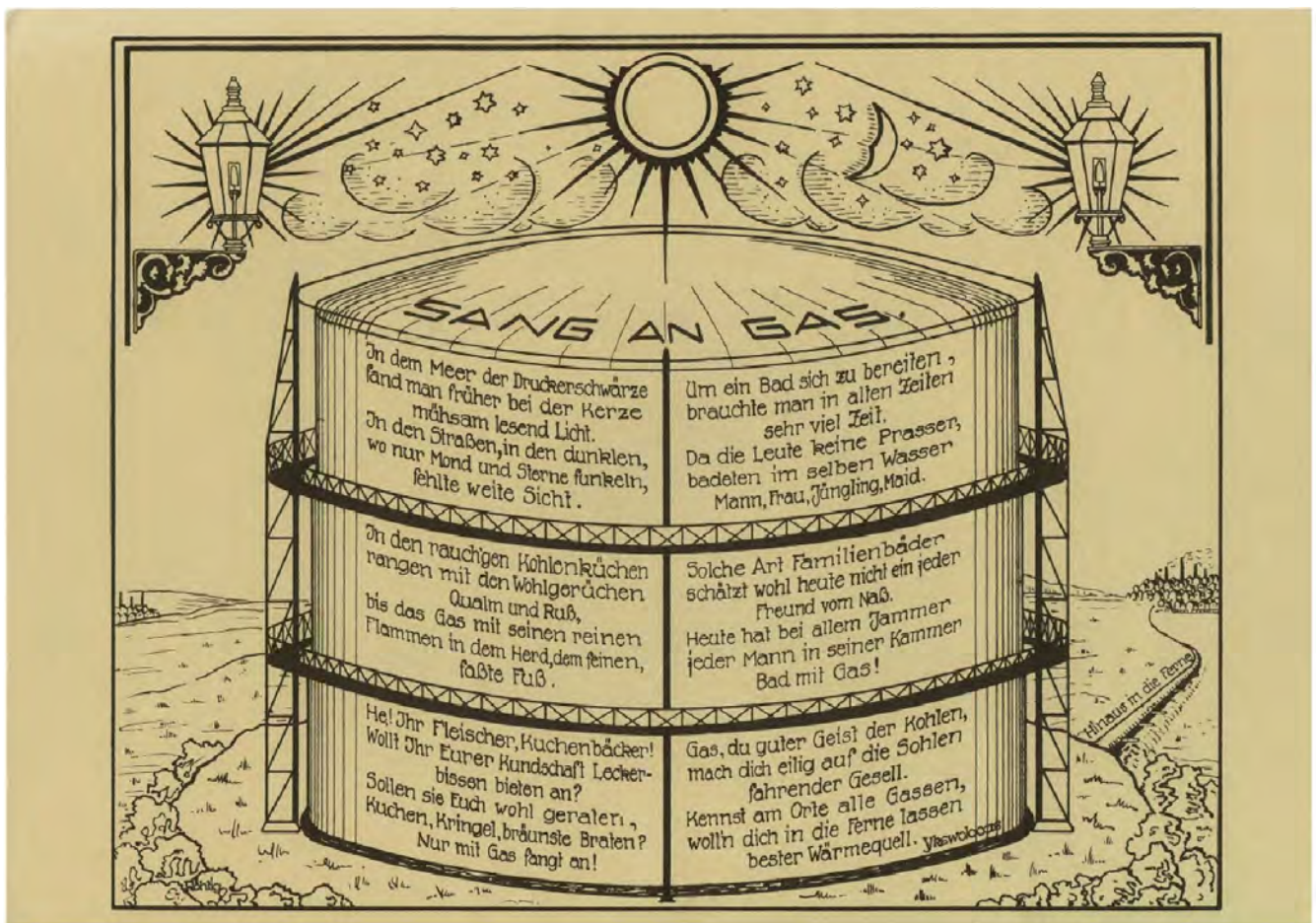
Das städtische Gaswerk Tegel wurde zwischen 1902 und 1905 gebaut, es war damals das größte und modernste Gaswerk Europas. Die Architektur war so beeindruckend, dass das Gaswerk Tegel sogar in Reiseführern erwähnt wurde und zu Besuchen einlud. Nach Bombenschäden wurde es 1945 wieder Instand gesetzt, doch bereits 1953 stillgelegt. Der beeindruckende Bau wurde danach ohne Rücksicht auf den Denkmalwert abgerissen. Bildquellen unbekannt/Slg. PGL

Ein erfreuliches Ereignis wurde am 19. September 1926 in Berlin begangen. Die Gasversorgung in Berlin feierte ihren 100. Geburtstag. Die Gasbetriebsgesellschaft AG – die Nachfolgerin der englischen ICGA – ließ es dabei ordentlich krachen: Persönlichkeiten aus dem Gasfach, führende Vertreter aus Politik und Verwaltung sowie der Banken trafen sich zum Diner im Hotel Kaiserhof, die Festrede hielt der damals 93jährige Leonhard Körting (1834-1930), eine legendäre Figur des deutschen Gasfachs und zuletzt Gaswerksdirektor in Hannover.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929 erfasste auch Berlins Gasversorger, die Gasabnahme ging massiv zurück. Die hochverschuldete Stadt zog ernsthaft in Betracht, die Gas- und Elektrizitätswerke zu veräußern. Doch für die Gasag fand sich kein Käufer, und nur langsam fand eine Konsolidierung statt. Die Berliner BEWAG wird im Mai 1931 an die Berliner Kraft und Licht AG (BKL) verkauft, um kurzfristige Verbindlichkeiten abdecken zu können.



Zwischen 1929 und 1932 wurden am Alexanderplatz das Berolinahaus und das Alexanderhaus nach einem Entwurf von Peter Behrens errichtet. Im Erdgeschoss befand sich das GASAG-Kundenzentrum, links die Berolina-Statue, Bild: unbek./Slg. PGL



Werbung „Sang an Gas“ (zwischen 1915 und 1920): Gas ist für alles gut!



Oben: Die klassische Berliner Laterne, hier mit Wandkonsole im Berliner Gaslaternen-Freilichtmuseum; unten ein sogenannter „Doppel-Galgen“ mit Hängeleuchten von Graetzin (Invalidenstraße, 1911). Bild oben: Sabine Röck; unten unbek./Slg. PGL



## DIE ENTWICKLUNG DER BELEUCHTUNG BERLINS AB 1892

Im Jahr 1892 stellten die städtischen Berliner Gaswerke ihre „Berliner Laterne“ vor, die später auch als „Berliner Modellleuchte“ oder fälschlicherweise als „Schinkel-Laterne“ bezeichnet wurde. Diese Leuchte verkörperte in der Entwicklungsgeschichte der Berliner Gasstraßenbeleuchtung sozusagen die dritte Generation einer Entwurfsreihe Berliner Gaslaternen, begonnen hatte es mit der ab 1826 aufgestellten „Camberwell-Laterne“ der englischen Gasgesellschaft „Imperial Continental Gas Association“ – kurz ICGA – genannt. Die „Berliner Laterne“ kam um 1893/94 in Berlin sowie in der benachbarten Stadt Charlottenburg zum Einsatz. Im Laufe der Zeit änderte sich das Innenleben der Laterne. Die Brenner- und Zündsysteme – beispielsweise die Druckwellenfernzündung – wurden aufgrund neuer technischer Entwicklungen weiterentwickelt. Die zu Beginn verwendeten Schnittbrenner für offene Flammen wurden durch Stehlicht-Brenner („Auer-Brenner“) ersetzt, diese wurden teilweise bis weit in die 1920er Jahre – vielleicht auch noch später – verwendet. Nach der Erfindung des hängenden Gasglühlichts setzte sich diese Technologie bei diesem Leuchtentyp nur langsam durch. Die „Berliner Laterne“ wurde mit unterschiedlichen Dachformen für die Beleuchtung verwendet.

Während der Monarchie, aber auch nach 1918, war die „Berliner Laterne“ die am weitesten verbreitete Gasleuchte im Stadtgebiet, sie stand sowohl im Zentrum, als auch in diversen Wohnvierteln Berlins.

## MEHR VERKEHR - MEHR EINWOHNER - MEHR LICHT

Die dynamische Entwicklung der Reichshauptstadt zum Wirtschaftszentrum sowie die explosionsartige Zunahme der Bevölkerung stellten schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts hohe Anforderungen an eine Verbesserung der Straßenbeleuchtung, vor allem auf breiten Straßen und großen Plätzen. In relativ kurzen Zeitabschnitten präsentierten die Gas-, wie auch die Elektroindustrie sowie die Leuchtenhersteller eine Vielzahl neuer Leuchtentypen und Beleuchtungstechniken. Dabei hatte die Gasbeleuchtung eindeutig die Nase vorn, mehr als 90 Prozent der Straßen Berlins wurden mit Gas beleuchtet. Trotzdem gewann die elektrische Beleuchtung allmählich an Boden, zunächst als Innenbeleuchtung für die besser gestellte, bürgerliche Oberschicht. Später auch auf der Straße, wobei Wohnungsbaugesellschaften in bestimmten Außenbezirken mit elektrischem Licht warben. Doch das Gaslicht oder besser Gasglühlicht behauptete sich, fieberhaft arbeitete die Gasbeleuchtungsindustrie an der sogenannte Intensiv- oder Starklichtbeleuchtung. Ab 1901 bestand eine erste Probe-Beleuchtung mit Pressgaslicht am Alexanderplatz, zwei Jahre später installierte man eine Pressgasbeleuchtung im Kleinen Tiergarten. Mit der Erfindung des hängenden Gasglühlichts schaffte man schließlich den Durchbruch, die erste Pressgas-Installation wurde im Herbst 1907 auf der Königgrätzer Straße in Betrieb genommen. Ab 1911 sollte das Pressgas prägend für Berlins Innenstadt werden. Zu diesem Zeitpunkt umfasste das Pressgasnetz eine Länge von 50 Kilometer und war somit doppelt so lang wie das Netz der elektrischen Straßenbeleuchtung. Im Jahr 1917 maßen sowohl das Pressgas-, als auch das Elektrolichtnetz etwa 105 Kilometer Länge. Mehr zur Pressgasbeleuchtung im Zündfunken, Nr. 76.

Die Werkstätten der Städtischen Gaswerke konstruierten dabei besonders geeignete Kandelaber für die Pressgasbeleuchtung. Teilweise existieren sie bis heute, werden aber gerade vom aktuellen Berliner Senat abgerissen und offenbar entsorgt. Das Pressgasnetz wuchs in den 1920er Jahren weiter und erreichte im Jahr 1929 mit 232 Kilometern die größte Ausdehnung, auffällig war der nahezu störungsfreie Betrieb. Mehr als 5.390 Pressgaskandelaber wurden gezählt.



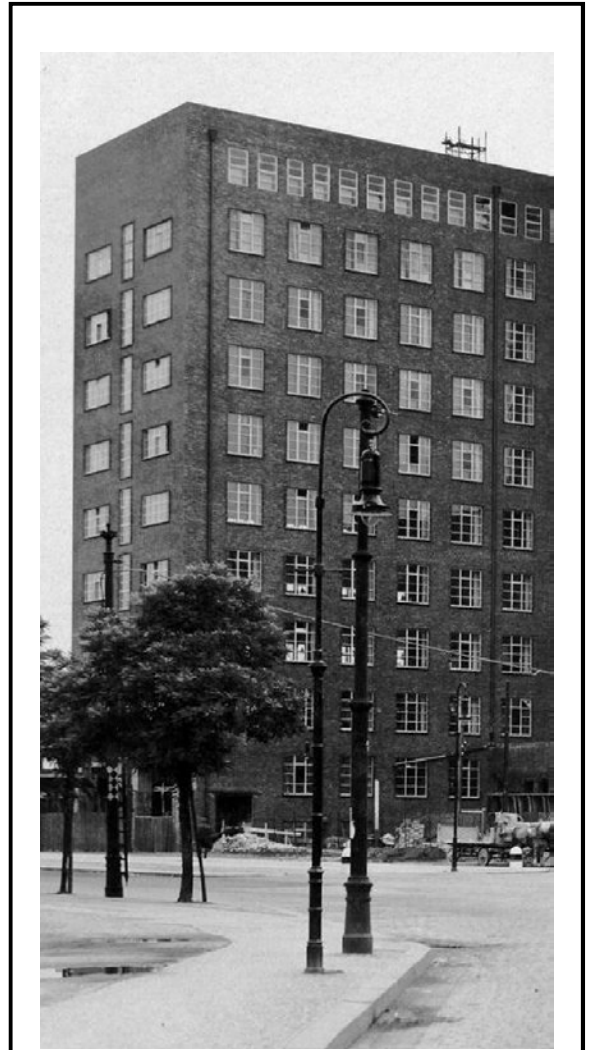
## NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG WURDE ES DUNKEL

In den Berliner Bezirken und Wohngebieten dominierte nahezu überall die Gasbeleuchtung. Um 1917 wurden insgesamt 1.812 Kilometer Straßen beleuchtet, davon 105 Kilometer elektrisch, 105 Kilometer mit Pressgas und 1.602 Kilometer mit Niederdruck-Gasbeleuchtung. Damit dominierte die Gasstraßenbeleuchtung mit mehr als 95 Prozent. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges sowie einige Jahre danach – bis 1923 – blieb die Gasbeleuchtung aber erheblich eingeschränkt, jede Leuchte durfte zunächst nur mit einer Flamme betrieben werden. Später wurden viele Gasleuchten ganz abgeschaltet, im Jahr 1922 brannten von etwa 30.600 Leuchten nur noch rund 9.200 – das waren 30 Prozent – und alle nur mit einer Flamme. Die elektrische Beleuchtung wurde nur noch zu etwa 25 Prozent des Vorkriegsumfanges betrieben.

Erst ab 1924 trat eine spürbare Verbesserung der Beleuchtungssituation ein. Insgesamt erhöhte sich die Zahl der Gaslaternen nach 1920 deutlich, was vor allem an den Eingemeindungen durch die Bildung „Groß-Berlin“ lag. Allein Charlottenburg besaß etwa 6.500 Gasleuchten.

## DAS ENDE DES LATERNENANSTECKERS

Mit der Anbindung der früheren Vorort-Gasnetze an das Berliner Gasversorgungsnetz sorgte man jetzt für einheitliche Druckverhältnisse. Dies war die Voraussetzung, um in der neuen Großstadt alle Gasleuchten per Druckwelle fern zu zünden. Nach einem Brennkalendar, der die Ein- und Ausschaltzeiten sowie die Nachtabsenkungen vorgab, wurde manuell jeweils für einen Reglerbereich eine Druckwelle ausgelöst, die die mit Zündflammen ausgestatteten Gasleuchten an- oder ausschaltete oder bei Nachtabsenkung die Anzahl der leuchtenden Glühkörper reduzierte. Diese einschneidende Maßnahme machte den seit Einführung der Gasbeleuchtung aktiven Laternenanzünder überflüssig. Im Jahr 1925 endete die Anzünder-Epoche, als am 29. April in Friedrichshain die letzten Gaslaternen auf die moderne Druckwellen-Fernzündung umgestellt wurden. Die Hauptstadt-Presse würdigte dieses Ereignis mit Reportagen über den letzten „Laternenanzünder“ Berlins. Jener in den 1920er Jahren eingeführte Druckwellen-Fernzünder blieb in Berlin bis zum Jahr 1995 in Betrieb.



*Gashängeleuchte in Siemensstadt, im Hintergrund ein Teil des Wernerwerk-Gebäudes. Bild: unbek./Slg. PGL*



*Links: Petroleumlampe in der Fischerstraße (Fischerinsel); rechts: Skulpturen erinnern heute an die Zunft der Laternenanzünder. Bilder: links unbek., rechts (Aufnahme aus Wernigerode): Oliver Frühschütz*

## PRESSGASLICHT - EIN MARKENZEICHEN BERLINS

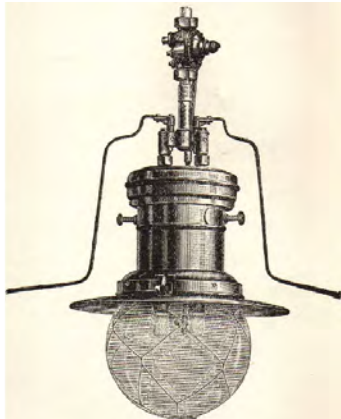


Pressgaskandelaber in der Linkstraße (1925), Bild: Slg. PGL

Ab 1926 wurde die Pressgasbeleuchtung durch Erhöhung des Drucks und Stabilisierung der Druckverhältnisse modernisiert, im gleichen Jahr wurden im Niederdrucknetz neue Gasleuchten mit verschiedenen Lichtstärken eingeführt, unter anderem mit Gruppenbrennern. Von 1927 bis 1930 wurden insgesamt 7.908 neue Gaskandelaber aufgestellt sowie in 16.812 Gasleuchten die Brenner gegen neue Gruppenbrenner (4-, 9-, 13- und sogar 21-flammig) ausgetauscht. Bis zum Jahr 1928 gab es sogar noch eine geringe Anzahl Petroleumlaternen, die letzten vier wurden in Köpenick abgebaut. Mehr dazu auch im Zündfunken Nr. 70 (Januar/Februar 2017), Seite 41/42: „Wenn's in Berlin dunkel wird“.

Die Pressgasbeleuchtung Berlins genügte in hervorragender Weise den lichttechnischen Anforderungen des immer stärker werdenden Straßenverkehrs. Pressgaslicht hatte eine gute Farbwiedergabequalität und erzeugte eine helle, blendfreie und gleichmäßige Ausleuchten von Fahrbahnen und Bürgersteigen, wodurch ein schnelleres Erkennen von Hindernissen und Fußgängern ermöglicht wurde.

Die nach 1926 eingeführten lichtintensiven Gruppenbrenner für Aufsatz- und Hängeleuchten im Niederdrucknetz bewährten sich ebenfalls aufgrund ihrer hohen Lichtausbeute bei vergleichsweise niedrigem Gasverbrauch.



Links: Pressgasleuchte von Ehrich & Graetz; rechts Niederdruck-Gruppenbrennerlaterne (Hirschhorn)

**FÜR HAUPT- UND AUSFALLSTRASSEN**



**BAMAG-PRESSGAS-LEUCHTEN**

Mit eingebautem Pressgas-Fornzylinder zum Zünden und Löschen von zentraler Stelle.  
Größte Wirtschaftlichkeit:  
**etwa 40% Gasersparnis**  
gegenüber Niederdruckleuchten.

**BAMAG-MEGUIN AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN NW 87**

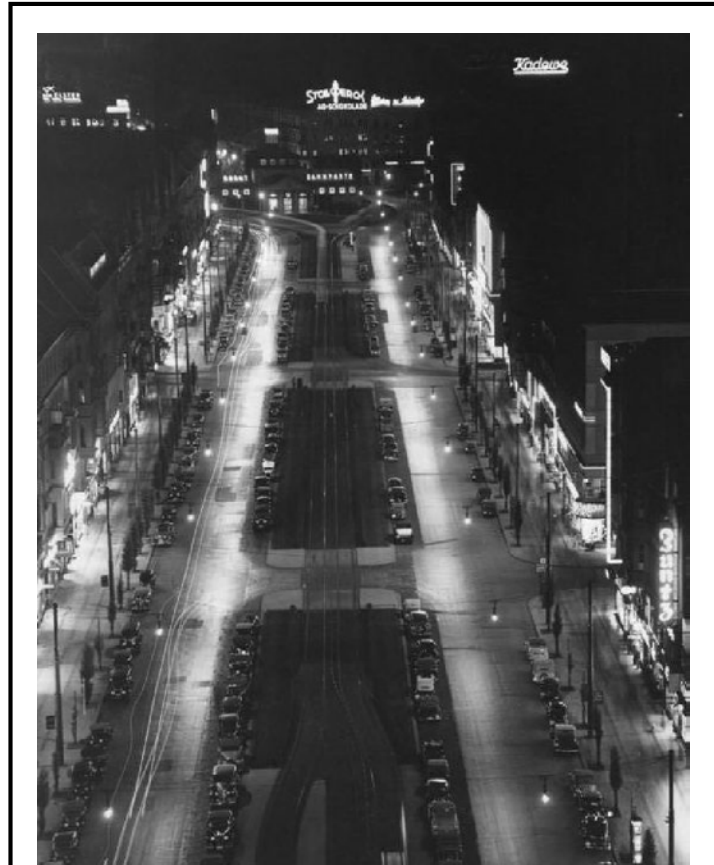
Werbung für Pressgasleuchten,  
Bilder: Slg. PGL

## ZUNAHME DES ELEKTRISCHEN LICHTS

Zwischen 1927 und 1930 stieg auch die Zahl der elektrischen Leuchten deutlich an und erreichte 15.603 Stück. Häufig wurden die elektrischen Leuchten an Überspannungen montiert. Dadurch wurden die Lichtpunkte vom Rand in die Mitte der Straße verlagert. Die Bogenlampen, einst als moderne Leuchten gefeiert, verschwanden allmählich aus dem Stadtbild, elektrische Glühlampen sorgten dafür nun für Licht. Nur an wenigen Punkten beschloss man die Beibehaltung der recht unwirtschaftlichen Bogenlampen oder richtete sogar neue Beleuchtungen ein wie z.B. 1932 auf dem umgestalteten Alexanderplatz. Dort wurden vier Hochmaste mit 22,5 Metern Höhe mit jeweils drei Bogenlampen bestückt.

Ende der zwanziger Jahre experimentierte die von Siemens, AEG und der Auer-Gesellschaft 1919 gegründete Firma Osram mit elektrischen Hoch- und Niederdrucklampen, was schließlich zur Entwicklung der Quecksilber-Hochdruck-, sowie der Natriumdampf-Niederdrucklampe führte. Ab 1931 wurden diese Lampen probeweise als Straßenbeleuchtung eingeführt. In der Ehrenbergstraße vor dem Osram-Verwaltungsgebäude hatte man im August 1931 erstmals Natriumdampflampen mit 80 Watt in Betrieb genommen.

1930 richtete die BEWAG auf ihrem Betriebsgelände im Wedding eine Lichtwarte in 34 Metern Höhe für die Straßenbeleuchtung (Gas und Strom) ein. Photometrische Geräte zeigten an, wann eine bestimmte Helligkeit (z.B. 30 Lux) abends unterschritten (bzw. morgens wieder erreicht) wurde. Per Knopfdruck wurden die Städtischen Gaswerke darüber informiert und die Fernzündung bzw. Druckwellen der Gasbeleuchtung in Gang gesetzt. Ein Jahr später wurde die zu erreichende Lichtstärke der Leuchten abhängig von der Bedeutung der Straßen, beispielsweise von ihren Verkehrsbelastungen gemacht.



*Die Taentzienstraße bei Nacht, beleuchtet mit elektrischem Licht an Überspannungen (1930er Jahre).  
Bild: Bundesarchiv 146-1977-061-19*

## GASLICHT - ELEKTROLICHT 85:15



*Besonders auffällig im Stadtbild Berlins waren Hochmaste für die elektrische Beleuchtung. Mal einfach gestaltete Stahlmaste, mal aufwändig verzierte Betonkandelaber. Links Hochmast mit elektrischen Leuchten auf dem Spittelmarkt (1931), Bild: Max Mossmann; rechts Betonkandelaber vor dem Brandenburger Tor (1930), Bilder: Rechts Deutsche Fotothek, 0195069\_2*

Zu Beginn der 1930er Jahre, als die finanzielle Lage der Reichshauptstadt in Schieflage geriet, ließ der Magistrat aufgrund von Sparmaßnahmen etwa 2.600 Gasleuchten vorübergehend stilllegen. Insgesamt besaß Berlin 60.070 Gasleuchten mit 81.095 Flammen (85 Prozent der Straßen waren mit Gas beleuchtet) sowie 15.603 elektrische Leuchten.

Mehr zu dem Thema auch im Zündfunken, Ausgabe Nr. 72 (Mai/Juni 2017), ab Seite 20 ff. (Berlins GASAG feiert Geburtstag, 170 Jahre städtische Gaswerke).

## BERLINS GASLATERNEN IN DEN ZWANZIGER JAHREN

Ein durchaus spannendes Kapitel stellen die in Berlin eingesetzten Gasleuchtentypen jener Zeit dar. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg hatten die Menschen genug von Kaiser und Monarchie, von Prunk und Pomp. Dies galt auch für die Gestaltung von Straßenlaternen. Bis 1918 dominierten im Stadtbild Berlins Leuchten im Stil des Historismus-Eklektizismus mit teilweise überbordender Ausschmückung. Auch Leuchten im Jugendstil waren vertreten. Das Paradoxe daran war, dass man moderne Beleuchtungstechnologien bei den Gas- und Elektroleuchten gern in historisch gestaltete Kandelaber steckte. Das war sinnbildlich für eine große Zerrissenheit breiter gesellschaftlicher Kreise, die sich einerseits zum rasanten technischen Fortschritt bekannten, andererseits aber an traditionellen Werten mit entsprechenden künstlerisch-geschmacklichen, konservativen Anschauungen festhielten. Doch nach Ausrufung der Republik begann man ganz langsam – mehr ließ die angespannte Finanzlage nicht zu – mit der Modernisierung der Straßenbeleuchtung. Nach der Bildung von „Groß-Berlin“ war man bestrebt, die vorherrschende Typenvielfalt deutlich zu reduzieren, um Kosten zu sparen und die Wartung zu vereinfachen. Dies galt für beide Beleuchtungsarten.

Man setzte nun auf kostengünstige Standardmodelle, ältere Formen wurden mehr und mehr aus dem Stadtbild verdrängt. Zu den spezifischen und einst sehr unterschiedlichen Gestaltungsformen einzelner Gemeinden bzw. Bezirke traten nun einheitliche Leuchten. Dabei gingen leider auch ortstypische Leuchten verloren. Gleichzeitig wurde mit der Vereinheitlichung der Beleuchtung in ganz Berlin eine „Demokratisierung der Beleuchtung“ geschaffen. Nicht mehr die Gedanken von Repräsentanz und Abgrenzung, sondern die lichttechnischen Anforderungen nach Bedeutung der Straßen schufen eine Beleuchtung, die jetzt in allen Stadtgebieten gleichermaßen angewandt wurde. Erstmals standen dieselben Leuchten sowohl in vornehmen Geschäftsstraßen und wohlhabenden Villenvierteln als auch in Arbeiterkiezeln. Stadtgestalterisch wurden damit Voraussetzungen für ein Zusammenwachsen der verschiedenen Stadtviertel geschaffen. In besonderen Fällen wurden vereinzelt aber auch „Sonderleuchten“ aufgestellt.

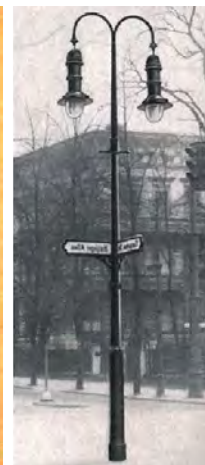


*Von Gaslaternen wie hier in Tegel/Am Steinberg wollten sich die städtischen Gaswerke trennen. Die oben abgebildete Leuchte war von einem nicht bekannten Hersteller, der Kandelaber kam von Carl Franke aus Bremen. Bild: unbek./Slg. PGL*

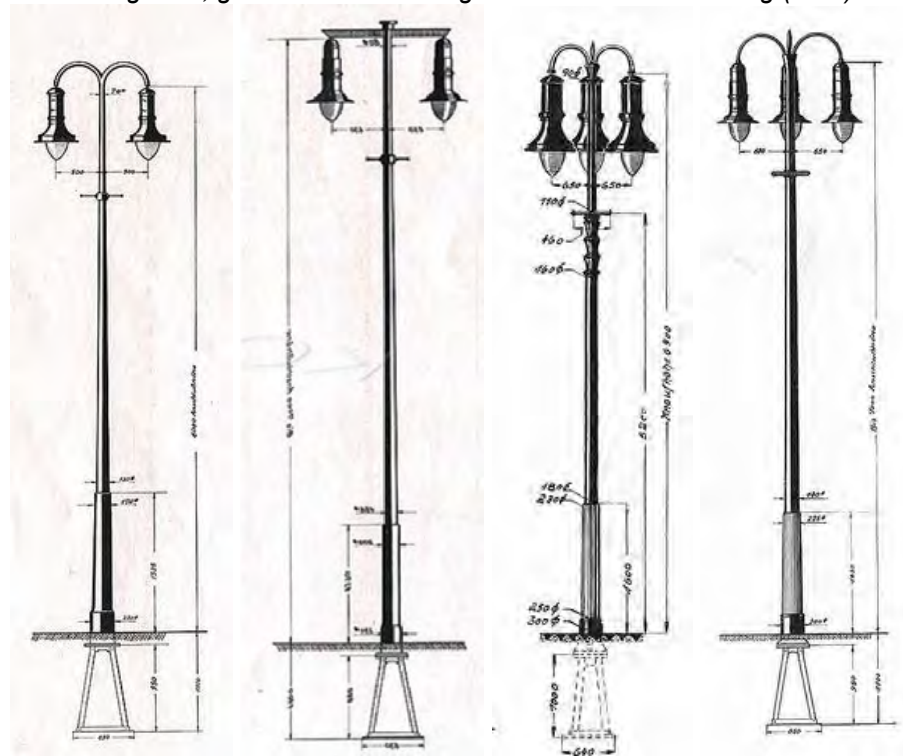


*Fahrleitungsmast für die elektrische Straßenbahn (Entwurf von Franz Schwechten), daran waren jeweils zwei vierseitige Gaslaternen mit stehendem Gasglühlicht befestigt (Bildmitte). Die Laternen wurden nach 1918 abgebaut und an anderen Orten auf Sockel oder Kurzmasten montiert. Die aufwändig gestalteten Fahrleitungsmaste blieben bis in die 1930er Jahre. Bild: unbek./Slg. PGL*

Hatte sich die Hauptstadt während der Kaiserzeit noch mit historistischen Leuchtenmodellen dargestellt, so brachte die Weimarer Republik nun vor allem sachliche Formen hervor. Die Berliner Fabrik für Gaskandelaber Lehmann & Feyerabend („Manfey“) – sie stellte später auch Maste für Elektrobeleuchtung her – produzierte ab den 1920er Jahren moderne Stahlkandelaber mit verschiedenen Varianten (Auslegern) für Gashängeleuchten. Gleichzeitig wurden Ausleger mit schmiedeeisernen Verzierungen hergestellt und auf Bündelpfeiler-maste montiert, damit wollte man vielleicht etwas an „alte Zeiten“ anknüpfen. Diese Ausleger von der Firma Osenberg in Berlin-Lichtenberg wirkten jedoch wie aufgesetzte Fremdkörper. (Bild unten/Wilmersdorf 1925).



Bilder aus dem Manfey-Produktkatalog: Doppelarmiger Mast in Berlin-Tiergarten; ganz rechts dreiarmliger Mast in Charlottenburg (Knie).



Stahlmaste der Firma Manfey mit unterschiedlichen Lichtpunkthöhen



„Rudolf-Wille-Laternen“. Links auf Bündelpfeiler in Neukölln, rechts auf mehrarmigem Kandelaber in Halensee. Bilder: unbek./Slg. PGL

Aber vereinzelt setzte man auch auf einen etwas „heimeligern“ Stil. So kam in den 1920er Jahren eine sechsseitige Gasaufsatzleuchte mit steilem Dach auf den Markt. Sie wurde nach ihrem Entwickler, dem Kunstgewerbler und Architekten Rudolf Wille (1873-1948) benannt. Wille war von 1924 bis 1932 Werbeleiter bei den Berliner Städtischen Gaswerken. Dieses Gasleuchtenmodell fand nicht nur in Berlin Anklang, sie wurde auch in vielen anderen Städten aufgestellt. Einige davon findet man aktuell in der Innenstadt von Würzburg. Mehr dazu im Zündfunken, Ausgabe Nr. 72 (Mai/Juni 2017), Seite 59.



Hirschhorn-Gasleuchten im Uhrzeigersinn: Gashängeleuchte; sechseckige „Wille-Leuchte“; Aufsatzbügellampe „Nr. 29001“ und moderne Aufsatzbügellampe; rechts Deckblatt des Hirschhorn-Leuchtenkataloges, Bilder: Sammlung ProGaslicht

In den 1920er Jahren trat in Berlin ein Unternehmen mit neuen Gasleuchtenmodellen in Erscheinung, es handelte sich um die Jacob Hirschhorn AG. Diese Firma wurde 1868 oder 1869 als „Fabrik für Haus- und Küchengeräte“ gegründet, ab etwa 1885/86 wurde sie mit der Herstellung und dem Vertrieb von Petroleumlampen bekannt. Die Firma hatte von 1890 bis 1930 ihren Sitz in der Köpenicker Straße 148/149. Über den Firmengründer ist fast nichts bekannt, vermutlich ist Jacob Hirschhorn bereits 1902 verstorben. Seine Witwe Cäcilie führte den Betrieb zusammen mit Geschäftspartnern weiter, bis sie 1923 nach Gründung der J. Hirschhorn Aktiengesellschaft auschied. Fünf Jahre später stieg mit Hans Pahl einer der Hauptaktionäre der Leuchtenfirma Ehrich & Graetz in die Firma ein, gemeinsam gründete man die „AIDA-Gesellschaft für Beleuchtung und Heizung“. AIDA gehörte ab 1936 zur Ehrich & Graetz AG. Ab 1928 produzierte die J. Hirschhorn AG auch elektrische Lampen und Badeöfen, vermutlich einige Jahre vorher kam sie mit eigenen Gasleuchten auf den Markt. Unter den Modellen befand sich auch die von Rudolf Wille gestaltete, sechseckige Aufsatzleuchte (siehe auch vorhergehende Seite). Die Gasleuchten trugen keine Namen, sondern fünfstelligen Nummern.

Ab 1933 bestand die J. Hirschhorn AG offenbar nicht mehr als eigenständiges Unternehmen, dafür tauchte nun die „Deutsche Gasgeräte Gesellschaft mbH – Abteilung Hirschhorn“ auf, welche die Hirschhorn-Produkte offenbar weiter vertrieb. Da sowohl Firmengründer Jacob Hirschhorn als auch sein langjähriger Geschäftspartner Dr. Franz Fürstenheim Juden waren, könnte die Hirschhorn AG ein Opfer der Arisierungswelle durch die Nazis gewesen sein. Mehr über die Firmengeschichte von Jacob Hirschhorn auf der Webseite <http://petroleumlampen.de/hirschhorn/>.

Neben der „Wille-Laterne“ stellte die Hirschhorn AG Gashängeleuchten für die Straßenbeleuchtung her, einige dieser Leuchten waren bis in die 1980er Jahren noch in Berlin-Kladow zu sehen. Bei den Aufsatzleuchtenmodellen des Typs „Bauart Köln“ konkurrierte Hirschhorn mit anderen Leuchtenherstellern wie Rech, Schneider, Vulkan oder Bamag. In Berlin wurden derartige Gasleuchten vor allem in Wedding/Gesundbrunnen aufgestellt, es ist aber unklar, von welchem Hersteller sie waren. Bis weit in die 1960er Jahre waren vereinzelt noch Stücke in der Bernauer Straße zu sehen (siehe nächste Seite).

**DIE NEUE HIRSCHHORN-AUFSATZ-BÜGEL-LAMPE MIT GRUPPENBRENNER**

4-FLAMMIG ca. 200 HK – 2 NACHTFLAMMEN  
6-FLAMMIG ca. 300 HK – 3 NACHTFLAMMEN  
9-FLAMMIG ca. 450 HK – 3 NACHTFLAMMEN

AUF JEDEN LATERNEN-TRAGER ANZUSCHRAUBEN

FERNZÜNDER ODER HAHN IM DACH

\*  
KÜNSTLERISCHE GESTALTUNG  
GRÖSSTE WIRTSCHAFTLICHKEIT  
Musterbuch und Preise auf Anfrage

**J. HIRSCHHORN A.G.**  
BERLIN SO 33  
Köpenickerstr. 148/149

Nr. 29009

Werbeanzeige der Firma J. Hirschhorn AG um 1928.  
Bild: Sammlung Pro Gaslicht



Radrennen in der Behmstraße (Wedding/Gesundbrunnen) mit Gasaufsatzlaternen. Bild: M. Schirner

Letzte Hirschhorn-Gasleuchten dieser Bauart stehen aktuell im steirischen Graz. Zu Beginn der 1930er Jahre kam eine weitere Gasaufsatzleuchte auf den Markt, die in Berlins Innenstadt zu sehen war. Charakteristisch war ihr steiles, konisch verlaufendes Dach (siehe vorherige Seite). Nachgewiesen ist sie für einen Teil der Wilhelmstraße und für den Wittenbergplatz (Bild unten/Quelle unbek./Slg. PGL)



Polizeieinsatz im Wedding am 1. Mai 1929, dem „Blutmai“ (siehe Seite 14). In Gesundbrunnenviertel standen recht viele der Aufsatzleuchten der „Bauart Köln“ („Kupferdachlaternen“), Bild: Bundesarchiv 102-07707.





Die Wilhelmstraße/Wilhelmplatz um 1930 mit Pressgasleuchten und Hirschhorn-Gasaufsatzleuchten. Bild oben unbekannt; unten Bundesarchiv B145 P014779. Auf dem Foto der Erweiterungsbau für die alte Reichskanzlei.



Ebenfalls von Hirschhorn war eine in den 1920er Jahren entwickelte Gasaufsatzleuchte mit der Bezeichnung „Nr. 29001“ – siehe auf Seite 38 – die vereinzelt bei mehrarmigen Gaskandelabern zum Einsatz kam. Sie stand zum Beispiel auf dem Königsplatz (Bild unten) sowie am Reichstag.

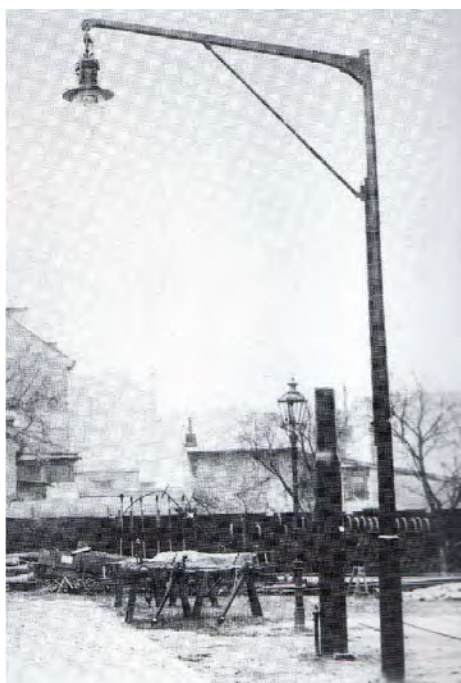


Königsplatz um 1930: Dreiarmiger Gaskandelaber mit Hirschhorn-Aufsatzbügellampe Nr. 29001

Die in vielen Hauptstraßen aufgestellten Gashängeleuchten wurden Ende der 1920er Jahre ebenfalls weiterentwickelt. Bemerkenswert waren vor allem neue Stahlmaste mit der Möglichkeit des Herablassens der Gasleuchte. Nach 1928 waren sie erstmals im Stadtgebiet zu sehen. Sie wurde am Wittenbergplatz sowie in der Kleiststraße und auf der Charlottenburger Chaussee aufgestellt. Hersteller der Gasmaste war die Firma Lehmann & Feyerabend („Manfey“), die ihre neuen Stahllichtmaste 1928 in einem Produktkatalog vorstellte (Bild unten rechts). Gut zu erkennen sind auch die Standard-Gaslichtmaste mit Auslegern in unterschiedlichen Formen. Viele davon sind bis heute im Einsatz, werden aber von der Berliner Senatsverwaltung verschrottet.







Links: Auf dem Versuchsgelände der Städtischen Berliner Gaswerke; rechts Wittenbergplatz, im Hintergrund das Kaufhaus des Westens („Kadewe“). Bilder: unbek./Slg. PGL



Auch eine weitere Gasaufsatzleuchte (Bild links sowie unten) tauchte ab etwa 1929/30 im Berliner Stadtbild auf. Diese Gasleuchte mit der Bezeichnung „Modell Nr. 1762“ stand vermutlich mit der Idee im Zusammenhang, eine deutschlandweite „Einheitsgasleuchte“ auf den Markt zu bringen. Hersteller war diesmal nicht Hirschhorn, sondern Ehrlich & Graetz, die bereits bei der Berliner Pressgasbeleuchtung eine führende Rolle spielten. Die zweiflammige Graetzin-Aufsatzleuchte war in Berlin bis in die 1960er Jahre (Westteil) bzw. die 1980er Jahre (Ostteil) zu sehen.



Wedding, Ofener Straße um 1932. Quelle: unbek.

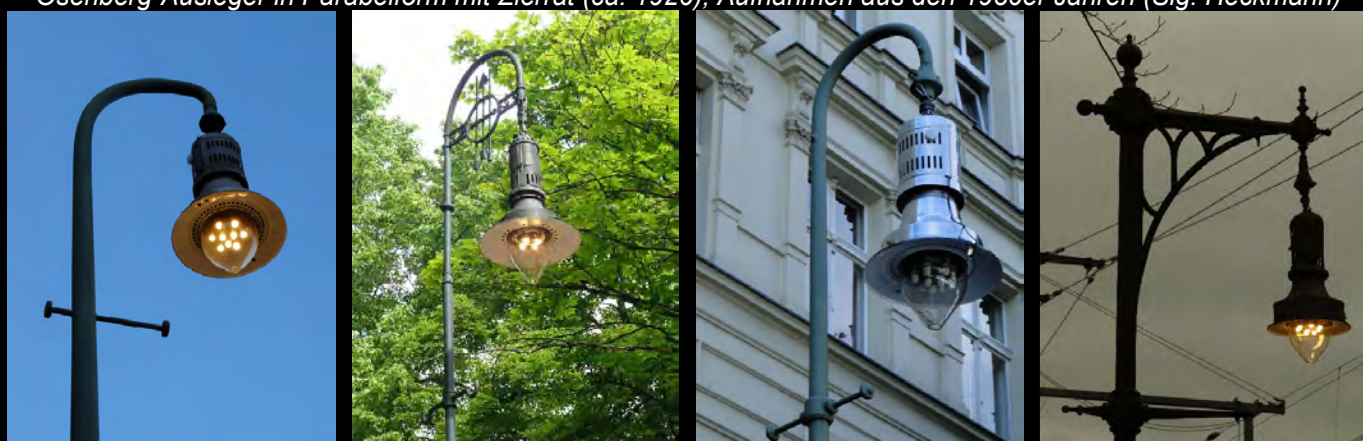
Ein große Anzahl Gaslichtmaste und Kandelaber blieb bis in die heutige Zeit erhalten – bis die Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung damit begann, die Gasbeleuchtung in den kommenden Jahren bis auf einen kläglichen Rest anzuschaffen. Nicht nur mehr als Tausend gusseiserne Bündelpfeiler, die teilweise sogar aus der Zeit der englischen

Gasgesellschaft „ICGA“ stammten – darunter Hunderte sogenannte „Wiener Maste“ stehen aktuell auf Berliner Straßen. Dazu kommen viele Hundert Gaslichtmaste für Gashängeleuchten. Auch diese Maste kamen vor allem in den 1920er Jahren auf und wurden in großen Stückzahlen zur Gasbeleuchtung eingesetzt. Stellvertretend für all diese Lichtmaste stehen einige Modelle im Berliner Gaslaternen-Freilichtmuseum, die museale Anlage soll jedoch auch aus dem Straßenbild verschwinden. Zu sehen gibt es dort verschiedene Varianten dieser Maste. Mal mit Verzierungen, mal ohne. Die Ausleger in unterschiedlichen Formen: elliptisch, rund, in Form eines Bischofsstabes oder Schwanenhalses, was dann namensgebend für die Gaslichtmaste war. Manchmal waren Maste mit zwei oder drei Hängeleuchten bestückt. Und in unterschiedlichen Lichtpunkthöhen. Etliche dieser Masttypen stehen derzeit in den Berliner Bezirken – und sind offenbar der Verschrottung geweiht.

## BERLINER MASTAUSLEGER FÜR GASHÄNGELEUCHTEN



Oben v.l.: „Kleiner Charlottenburger Galgen“ (ca. 1910); „Osenberg-Bogenausleger“ (1920er Jahre); „Großer Galgen“ (1906); Osenberg-Ausleger in Parabelform mit Zierrat (ca. 1920), Aufnahmen aus den 1980er Jahren (Slg. Heckmann)



Von Links: Stahlmast (1930er Jahre); Ausleger „Pariser Straße“ (ca. 1910); Manfey-Lichtmast (ca. 1925); „Großer Galgen“ (1906), Aufnahmen um 2010/11 (Slg. ProGaslicht)



Von links: „Schwanenhals“-Mast (Entwurf 1926); „Doppelgalgen“ (1906); „Bischofsstab“ (1908), Aufnahmen 2012/14



# BERLINER LICHTMASTE FÜR GASHÄNGELEUCHTEN IM WANDEL DER ZEIT



Von links: Doppel-Galgen (1906); Jugendstil-Kandelaber (um 1910); Bündelpfeiler mit Bischofsstab-Ausleger (um 1920); Bündelpfeiler mit bogenförmigem, verziertem Ausleger (um 1920); Schwanenhals-Mast (1926);



Von links: Kleiner Charlottenburger Galgen (um 1905); Großer Bischofsstab (1908); „Schwanenhals“-Stahlmast (1920); Betonkandelaber (ab 1950). Bilder: Bettina Raetzer-Grimm, Oliver Frühschütz, Sammlung ProGaslicht



Der prächtige Schinkel-Kandelaber, ausgestattet mit neun Berliner Modellleuchten und Fernzündern (ca. 1911).  
Bild unbek./Slg. Hans Heckmann

## BESONDERE LEUCHTEN

Neben den üblichen Gasstraßenleuchten existierten in Berlin stets auch sogenannte Sonderleuchten, beispielsweise in der Nähe von besonderen Bauwerken, auf Brücken oder an Denkmälern. Ob unter diesen Sonderleuchten auch rein private Beleuchtungsinstallationen waren oder ob diese von den Städtischen Gaswerken mitbetreut wurden, ist unklar.

Als auffälligste Sonderleuchte muss man wohl den „Schinkel-Kandelaber“ ansehen. Dieser Lichtständer gilt als der einzige, nach einem Entwurf Karl Friedrich Schinkels gebaute Gaskandelaber. Die ursprünglichen Aufsatzleuchten existieren aber schon lange nicht mehr. Der „Schinkel-Kandelaber“ war ein klassizistischer Platzkandelaber mit neun Gaslaternen. Er stand auf einem ausladenden, abgetreppten Granit-Sockel mit Bodenplatte. Auf dieser war eine viereckige römische Altarform montiert, die mit stilisierten Rankenornamenten und an den Ecken befindlichen Sphinghen geschmückt war. Auf dem Kapitell des Kandelabers entsprangen acht florale Ausleger, die jeweils mit voll verglasten, sechsseitigen Laternen bestückt waren. Die neunte, etwas größere, achteckige Laterne war auf einem geraden Mastfortsatz montiert und trug als Krönung einen Pinienzapfen. Dieser mächtige Gaskandelaber wurde 1830 auf dem Schlossplatz aufgestellt. Im Laufe der Zeit sollte der Schinkel'sche Kandelaber jedoch nicht nur die darauf montierten Gaslaternen, sondern auch den Standort wechseln. Um 1900 wurde der Kandelaber auf dem Mittelrundell des heute nicht mehr existierenden Dönhoffplatzes aufgestellt. Dort blieb er aber nur zehn Jahre, danach versetzte man ihn auf den Schinkelplatz. Der Kandelaber verschwand in den Wirren der letzten Tage des Zweiten Weltkrieges und gilt als verschollen.

Es gab nach der Vereinigung von Ost- und West-Berlin Ideen, ihn zu rekonstruieren und wieder aufzustellen – mit Gaslaternen, versteht sich. Doch dafür gab es von offiziellen Stellen keinerlei Unterstützung. Mehr zum „Schinkel-Kandelaber“ im Zündfunken Nr. 21 (Januar 2011).



Ursprünglicher Standort des Schinkel-Kandelabers war vor dem Berliner Schloss. Hier ein Blick in die Breite Straße (ca. 1850)

Ebenfalls aus dem Rahmen fielen die vier „Strack’schen Kandelaber“ am Reiterstandbild Friedrichs des Großen „Unter den Linden“. Heinrich Strack (1805-1880) war königlicher Hofbaurat, Professor für architektonisches Entwerfen an der Kunstakademie sowie ein Schüler Schinkels und wurde mit dem Entwurf von Kandelabern und Schmuckgittern für das Reiterstandbild beauftragt. Das Standbild selbst stammte vom Bildhauer Christian Daniel Rauch (1777-1857).

Die ursprünglichen, vollverglasten Laternen sind leider nicht erhalten. Die gusseisernen Kandelaber trugen jeweils verkehrt, kegelförmige, achtseitige Laternen mit Streben und gläsernem Dach. Später kamen geschlossene Dächer auf die Leuchten. Die vier Lichtständer waren im Jahr 1920 völlig durchgerostet, sodass man sie abbaute und durch detailgetreue Nachbildungen ersetzte. Der Umbau dauerte acht Jahre. 1928 waren die Arbeiten beendet und die vier Leuchten gingen wieder in Betrieb – diesmal aber leider nicht mehr mit Gas, sondern mit elektrischen 100-Watt-Glühlampen.

Nachdem das Denkmal sowie die Kandelaber den Zweiten Weltkrieg einigermaßen gut überstanden hatten, beschloss die DDR-Führung aus politischen Gründen die Entfernung der Denkmalanlage. Erst als man sich in der DDR anlässlich der 750-Jahrfeier Berlins wieder auf die preußische Vergangenheit besann, wurde die Wiederherstellung und Aufstellung der Anlage samt Kandelabern und Ziergittern beschlossen. Die Kandelaber – gewöhnliche Bündelpfeiler mit Berliner Modelleuchten – passten allerdings nicht zum Ensemble. Als man völlig überraschend einen der verschwundenen klassizistischen Original-Kandelaber auf einem Lagerplatz der Berliner Elektrizitätswerke (BEWAG) fand, wurde es möglich, hochwertige Nachgüsse herzustellen, die von der Eisengießerei Lauchhammer ausgeführt wurden. Die Laternen nach dem Entwurf Heinrich Stracks mussten auf Basis von Zeichnungen und Bildern nachgebaut werden. Die vier Leuchten wurden im Rahmen der Restaurierung des Reiterstandbildes im Jahr 2000 rekonstruiert, aber leider nicht mit Gas- sondern Elektroleuchten ausgerüstet. Mehr Infos zu den „Strack’schen Kandelabern“ im Zündfunken Nr. 27 (September/Oktober 2011).



Berlin/Unter den Linden: Reiterstandbild Friedrich des Großen mit einer (von insgesamt vier) Kandelabern. Bild: unbek./Slg. PGL



U-Bahnhof Kaiserhof/westlicher Eingang (1920), Bild: unbek./Slg. PGL

Es existierten aber noch viele weitere Sondermodelle von Gasleuchten und Gaskandelabern, leider ist darüber nur wenig bekannt. Aufnahmen aus der Zeit von 1880 bis 1925 zeigen ganz unterschiedlich gestaltete Kandelaber und Leuchten an den Eingängen von repräsentativen öffentlichen oder privaten Gebäuden, aber auch an U-Bahneingängen oder S-Bahnhöfen. Hinzu kommen zahlreiche Sonderbauformen bei Brücken, auf die an dieser Stelle aber nicht näher eingegangen werden soll (große zweiteilige Reportage dazu in den Zündfunken-Ausgaben Nr. 77 und 78). Auch die elektrische Beleuchtung hatte viele, eindrucksvolle Lichtständer aufzuweisen, die besonders in den 1920er Jahren zur Geltung kamen. Die meisten davon wurden im Zweiten Weltkrieg oder in der Nachkriegszeit zerstört.



Oben: Wahlkampf für Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl 1925. Das Fahrzeug befindet sich auf der Bärenbrücke mit ihren typischen Gaskandelabern mit drei Laternen, hier ausgestattet mit Fernzündern und stehendem Glühlicht. Stehlicht war also auch 1925 weiter im Gebrauch. Bildquelle: unbek./Slg. PGL



Eingang zum Reichspräsidentenpalais (Januar 1932) mit Gaslaternen, Bild: Bundesarchiv 102-12886.



Schwechten-Gaskandelaber nach dem Umbau auf Pressgaslicht (1928), hier mit unterschiedlichen Gasleuchten. Bilder: Unbek./Slg. PGL



Aufnahmen aus den 1920er Jahren zeigen zum Beispiel Wandkonsolen mit besonderen Gasleuchten am Eingang des Reichspräsidentenpalais, dem Amtssitz des deutschen Staatsoberhauptes. Das Palais wurde im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt, doch war zunächst geplant, es wiederaufzubauen. Anfang der 1960er Jahre wurde es aber doch abgerissen.

Etwas Besonderes waren auch die 1901 errichteten Bronze-Lichtsäulen am Reichstag, ein Jahr zuvor hatte man sie auf der Pariser Weltausstellung präsentiert. Die Entwürfe dazu kamen vom Bildhauer Professor August Vogel (1859-1932). Die Säulen waren für die beiden Auffahrten vorgesehen, dort stehen sie bis heute. Allerdings waren sie von Anfang an für Strom konzipiert. In den Laternen befanden sich Kohlenbogenlampen.

Über die „Schwechten-Kandelaber“ an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche haben wir bereits ausführlich berichtet (siehe Zündfunken Nr. 18 und 70).



Vor dem Umbau trugen die Schwechten-Kandelaber viereckige Gaslaternen mit stehendem Glühlicht. Bild: Slg. Hans Heckmann

Ansonsten dominierte in etlichen Vierteln das für Berlin charakteristische Modell der städtischen Gaswerke von 1892, die sogenannte „Schinkellaterne“. Sie blieb stets die typische Berliner Kiez-Leuchte. In den 1920er Jahren wurden die mit Stehlicht-Brennern ausgerüsteten Laternen allmählich mit hängendem Glühlicht (zweiflammig) ausgestattet. Mitte der 1930er Jahre bestand die Berliner Niederdruck-Gasstraßenbeleuchtung zu 56,5 Prozent aus „Schinkellaternen“, etwa 37 Prozent waren Niederdruck-„Hängeleuchten“, 3,7 Prozent waren Gasaufsatzleuchten und 2,8 Prozent Kupferdachlaternen.

Die Pressgasbeleuchtung bestand aus etwa 5.400 Kandelabern.

Bei den Leuchtmitteln für die Gaslaternen setzte man ebenfalls auf Vereinheitlichung. Im Jahr 1928 wurde für die Gasstraßenbeleuchtung ein einziger Glühkorpertyp in ganz Berlin eingeführt.



Oben: Großer Jüdenhof; unten Spree mit Kolonnaden und Schloss (links)



## BAMAG-Modelle 1928



In den 1920er Jahren wurde von BAMAG auch jene Gasaufsatzleuchte entwickelt und vorgestellt, die jedoch erst ab 1952 im Nachkriegs-Berlin stadtbildprägend werden sollte: Das Modell „Bamag U7“ (BAMAG-Katalog von 1928, Bild links). Damals spielte sie in der Hauptstadt noch keine Rolle, sie sollte erst nach 1951 zum prägenden Element auf Berliner Straßen werden. Auf den folgenden zwei Seiten tauchen wir bildlich nochmals in das Berlin der 1920er Jahre ein. Eine bemerkenswerte, geradezu verrückte Metropole. Doch die Machtübernahme Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 beendete diese Ära der „goldenen“, aber auch gefährlich brodelnden Zwanziger Jahre abrupt. Niemand ahnte, dass die Weltstadt Berlin nur wenige Jahre später zum großen Teil in Schutt und Asche gelegt werden würde.

### Quellen:

*Die Geschichte der Gasversorgung in Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung Beuermann und GASAG Berliner Gaswerke (1997), Hilmar Bärthel*

*Mehr Licht – Geschichte der Berliner Straßenbeleuchtung, Haude & Spener, Herbert Liman (2000)*

*Berliner Außenraumleuchten, Dissertation Sabine Röck (2001)*

*Gaslaternen-Freilichtmuseum Berlin (DTMB), Hans Heckmann, Herbert Liman, Sabine Röck (2007)*

*Zu beachten sind auch die Zündfunken Nr. 70, 72 und 76.*

## SZENEN, LICHTER, TRUBEL -BERLINS AUFBRUCH IN DIE MODERNE



*Gaskandelaber und Gaswandlaternen im Anhalter Bahnhof (um 1919)*



*Die Umstellung steht bevor: Berliner Modelleuchten (rechts zweiflammliges Stehlicht) werden gegen Gashängeleuchten (siehe Bildmitte, Bischofsstabmast, vermutlich für Pressgas) ausgetauscht. Tauben-, Ecke Kanonierstraße (um 1913).*



*Das alte Berlin: Blick in die Köllnische Straße (1922)*





Wartung einer Pressgasleuchte auf der Joachimsthaler Straße  
 Gashängeleuchte (unbekannte Straße)  
 Pressgasleuchten und Verkehrsampeln vor dem Scharlachberghaus (Kurfürstendamm)  
 Verkehrspolizist, Bild: Bundesarchiv 102 00327-A  
 Schneeschieben am Halleschen Tor, Bild: Bundesarchiv 145 P 049 388  
 Die Aufnahmen entstanden zwischen 1923 und 1930

**Pressgaskandelaber  
stehen überall in der  
Innenstadt:**

Rechts:  
Tauentzienstraße um  
1925, Bild: Willy  
Pragher

Unten links:  
Salamanderhaus, 1928,  
Bildquelle: unbekannt

Unten rechts:  
Berolina-Statue auf dem  
Alexanderplatz (1928),  
Feuermelder (1929),  
Bildquellen:  
unbek./Slg. PGL



Immer mehr moderne Gebäude werden in den 1920er Jahren gebaut. Die Stilrichtung des Bauhaus inspirierte viele Architekten. Die Pressgasbeleuchtung (oben Bündelpfeiler und Stahlmast) passte optisch gut zu den neu errichteten Geschäftsgebäuden.



Oben: Am U-Bahnhof (Hochbahn) Möckernbrücke (1928), Bildquelle unbek./Slg. PGL  
 Unten: Pressgaskandelaber vor dem neuen Dierig-Geschäftshaus, Bildquelle unbek.  
 Rechts oben: Unter der Hochbahn am Halleschen Tor (1928), Bild: Willy Pragher  
 Rechts unten: Das Kabarett der Komiker („Kadeco“) auf dem Kurfürstendamm (1932), Bild: Willy Pragher.  
 Auf Seite 2 dieser Ausgabe befindet sich ebenfalls ein Bild vom Kurfürstendamm mit Gasbeleuchtung.

## NEHM'SE JRÜN - DET HEBT BERLINER MUSEUM FEIERTE ZILLE-JAHR

Das private Zille Museum in der Berliner Propststraße 11 feierte in diesem Jahr den großen Berliner Maler und Fotograf Heinrich Zille (1858-1929). Es galt, den 160. Geburtstag von „Pinselheinrich“ zu begehen. Im 2002 eröffneten Zille Museum im Nikolaiviertel sind auf 250 Quadratmetern Fläche mehr als 150 Zeichnungen, Grafiken und Fotografien aus Heinrich Zilles Schaffen sowie biografische Dokumente ausgestellt. Begleitend veranschaulicht ein Film mit einmaligen Originalaufnahmen das Berlin zu seinen Lebzeiten.

„Von's Vergnügen der reichen Leute ham wir Armen doch noch immer wat: von die Pferde die Wurscht, von die Zigarr'n und die Zigaretten die Stummel, von die Flieger die Notdurft un von die Automobile den Jestank“, raunte Heinrich Zille. Um 1900 wurde in Berlin lieber geklotzt als gekleckert. Wohlhabende Bürger flanieren über den Prachtboulevard Unter den Linden und winkten dem Kaiser zu, wenn er hoch zu Ross oder im Daimler an ihnen vorbeikam. Bankiers und Industrielle residierten in vornehmen Villen im Grunewald und gaben Empfänge für die oberen Zehntausend.

Dies war ganz und gar nicht die Welt von Zille, der mit bissigen Karikaturen und Bonmots zu einem Chronisten des Arme-Leute-Berlins wurde. Malochende Arbeiter, verhärmte Frauen mit einer großen Schar verwaarloster Kinder, Saufgelage und pikante Bordell-Szenen gehörten zu seinen bevorzugten Sujets. Seine Gegner verspotteten ihn als "Pinselheinrich" oder "Raffael der Hinterhöfe", doch davon ließ er sich nicht irritieren.

### ALLTAG DER ARMEN LEUTE

Zwischen 1890 und 1910 durchstreifte der korpulente Mann die Stadt nicht nur mit Block und Zeichenstift, sondern auch mit Fotoapparat und Stativ. Weniger aus Berufung als aus Notwendigkeit, denn die Anstellung bei der Photographischen Gesellschaft Berlin brachte ihm dringend nötige Einnahmen, mit denen er sich und seine Familie ernähren konnte. Prunkbauten und Sehenswürdigkeiten interessierten ihn nicht. Sein Objektiv richtete er auf das Alltagsleben der einfachen Leute: Frauen in Kittelschürzen schwatzend am Eingang einer Abfallhandlung, Männer mit Schiebermützen an vollbeladenen



Heinrich Zille (Selbstportrait um 1905/06)

Möbelkarren und spielende Kinder, die auf morastigen Straßen in Pfützen herumhüpfen.

Heinrich Zille stammte aus dem sächsischen Radeburg – geboren am 10. Januar 1858 – und war 1867 als Neunjähriger mit seinen Eltern ins preußische Berlin gekommen, das vier Jahre später Hauptstadt des neugegründeten Deutschen Kaiserreichs wurde. Der Vater, ein Uhrmacher, war stets auf der Flucht vor Gläubigern. In Berlin reichte das Geld nur für eine bescheidene Souterrain-Wohnung nahe des Schlesischen Bahnhofs. Der Vater kam wegen seiner Schulden wieder ins Zuchthaus, und die Familie nahm ihre Mahlzeiten meist in Volksküchen ein. Heinrich musste als Schüler mit Zeitungsaustragen und Botendiensten hinzuverdienen, schnell lernte er die Schattenseiten der sich rasant entwickelnden Beamten- und Industriestadt kennen.



Kinder bevölkern 1896 einen der Hinterhöfe im alten Krögel.  
Bild: Heinrich Zille

Sein Vater wollte, dass er Schlachter wurde. Doch der Junge konnte kein Blut sehen und begann 1872 eine Lehre als Lithograph. Daneben ließ sich Heinrich Zille von Theodor Hosemann in Malerei und Illustration ausbilden. Nach Ende der Ausbildung bekam Heinrich Zille eine Gesellenstelle bei der "Photographischen Gesellschaft", einer grafischen Werkstatt, die vor allem Gebrauchsgrafik und Trivialkunst produziert, und bei der er 30 Jahre angestellt blieb.

## ZEICHNUNGEN, RADIERUNGEN, FOTOS

Etwa ab 1890 beginnt Heinrich Zille mit der ernsthaften Produktion eigener künstlerischer Arbeiten. Er schafft zahlreiche Zeichnungen und Radierungen zu unterschiedlichen Themen, darunter oft sozialkritische Thematiken. Ab 1894 nimmt Heinrich Zille zahlreiche Fotografien mit Szenen aus den Berliner Straßen, von Volksfesten und aus den Ateliers befreundeter Künstler auf. Durch die Freundschaft mit Max Liebermann, August Gaul und Käthe Kollwitz kommt Heinrich Zille mit den Künstlern der Berliner Sezession in Kontakt, 1903 wird er Mitglied in dieser Künstlervereinigung und stellt seine Arbeiten regelmäßig in den Ausstellungen aus.



Links: „Lieschen im Grünen“ von Heinrich Zille, dieser schrieb dazu später: „Mutta, jib doch die zwee Blumtöpfe raus, Lieschen sitzt so jerne ins Jrüne!“  
Rechts: „Drücken musste ...“

In dieser Zeit arbeitet Heinrich Zille vorrangig als Zeichner für Publikationen wie den "Simplicissimus", die "Lustigen Blätter", "Jugend" und "Ulk". 1907 wird Heinrich Zille aus der "Photographischen Gesellschaft" entlassen und lebt fortan als freier Künstler. 1913 gründen 40 Künstler, die aus der "Berliner Sezession" austreten, die Vereinigung "Freie Secession", Heinrich Zille wird deren Vorstandsmitglied. Ehrenpräsident dieser Vereinigung wird Max Liebermann, der wiederum dafür eintritt, dass Heinrich Zille 1924 in die Akademie der Künste aufgenommen und zum Professor ernannt wird.

## ZILLES „MILLJÖH“

1913 erscheint Zilles Bildband "Mein Milljöh", und die Zyklen "Berliner Luft" und "Hurengespräche", die Zille berühmt machen. In seinen Arbeiten zeigt der "Pinselhenrich" genannte Zille Themen aus dem Berliner "Milljöh", das er liebevoll und sozialkritisch darstellt. Seine Figuren und Szenen stammten vornehmlich aus der sozialen Unterschicht beziehungsweise aus Randgruppen und den Berliner Mietskasernen. Den Höhepunkt seiner Popularität erreicht Heinrich Zille mit der Ausstellung "Zilles Werdegang" im Märkischen Museum Berlin, die zu seinem 70. Geburtstag realisiert wird.

1929 stirbt Heinrich Zille in Berlin und wird auf dem Stahnsdorfer Friedhof bei Potsdam beigesetzt. In öffentlichen und privaten Sammlungen in der ganzen Welt werden die Werke Heinrich Zilles aufbewahrt. Mit dem Heinrich-Zille-Museum in Berlin wurde 2002 endlich ein ständiger Ausstellungsort für „diesen Mann, der die reinste Inkarnation Berlins verkörpert“ (Kurt Tucholsky) geschaffen. Wie auf den Karikaturen aus dem "Milljöh" ist auch auf Zilles Fotos vom Glamour der Neureichen wenig zu bemerken. Die Dircksenstraße neben der Stadtbahnstrecke, die noch heute von der S-Bahn befahren wird, zeigt er als unschöne Baustelle. Seltsam deplatziert wirken die fein gekleideten Damen mit ausladenden Hüten. Auf dem rechten Bild sieht man die Fassade des Polizeipräsidiums („Rote Burg“) – heute steht hier das „Alexa“-Kaufhaus. Typische Berliner Gaslaternen dürfen bei Zille selbstverständlich nicht fehlen (Bilder oben um 1900).



Überhaupt kommen Gaslaternen häufiger bei Zille vor. Im alten Krögelquartier fotografiert er Laternen, die noch aus der Anfangszeit der englischen Gasgesellschaft stammen. Auch die berühmte Gaststätte „Zum Nußbaum“ im Nikolaiviertel ist ein sehr beliebtes Motiv. Weihnachtliche Szenen mit Marktbuden und glitzernden Gaslaternen sowieso.

## SOZIALES ELEND IN MIETSKASERNEN

Zille dokumentierte den Verfall. Auf seinen Fotos erkennt man bröckelnde Hausfassaden, Hinterhöfe oder schmutzige Gassen. Um 1900 hatte Berlin, die Vororte nicht eingerechnet, bereits um die 1,9 Millionen Einwohner. Laut einer Untersuchung von 1903 gab es dort mehr Mietskasernen als in anderen Städten der Welt. Von etwa einer Million Wohnungen hatten etwa 400.000 nur ein und weitere 300.000 zwei Zimmer. Große Familien drängten sich auf knappstem Raum. „*Man kann mit einer Wohnung einen Menschen genauso töten wie mit einer Axt*“, fiel Zille dazu ein.

Frohe Arbeit - ernster Wille!  
Mal en Schluck in de Destille!  
Und een bisken Kille Kille -  
Det hält munter!  
*Heinrich Zille.*

Im Krögel, einer schon im Mittelalter angelegten Gasse im heutigen Bezirk Mitte, schauen Kinder in lichtarmen Hinterhöfen freudlos in das Objektiv des Fotografen. Angesichts von Elend und Schicksalsschlägen bewies dieser einen eher schnoddrigen Humor. „*Jibt dir det Leben een Puff, denn weine keene Träne! Lach dir'n Ast und setz dir druff und baumle mit de Beene*“, reimte er. Dieser Krögel zwischen Molkenmarkt und Spree war ein ziemlich heruntergekommenes, recht kleines Quartier. Um die 30 Handwerkerfamilien sollen sich in der Gasse noch 1925 fünf Toiletten und einen Wasseranschluss geteilt haben. Zehn Jahre später ließ die nun nationalsozialistische Stadtverwaltung die Häuser abreißen, sie passten nicht mehr ins Stadtbild – schon gar nicht ins Konzept der geplanten Welthauptstadt „Germania“.



*Wandarm der englischen Gasgesellschaft ICGA in der Kleinen Stralauer Straße, gut zu sehen das stehende Glühlicht (Glaszylinder) sowie die Zugkette für Handbetrieb (1900). Bild: Heinrich Zille*

Aus dem proletarischen Osten zog Zille, mittlerweile Ehemann und mehrfacher Familienvater, 1892 in das besser situierte Charlottenburg im Westen, wo er bis zu seinem Tod 1929 wohnen bleiben sollte. Auch da beobachtete er weiterhin die einfachen Leute, etwa Dienstmädchen, die an Markttagen gegenüber vom Charlottenburger Schloss auf dem Friedrich-Karl-Platz, dem heutigen Klausenerplatz, für ihre Herrschaften einkauften.

## HINTER'N RUMMELPLATZ JEKIEKT

Wenn Jahrmärkte aufgebaut wurden und die Schausteller in ihren Wagen campierten, blickte Zille hinter die Kulissen. Während das neugierige Volk auf großen Plakaten Ankündigungen eines "Riesen-Programms", unter anderem mit einem „wandernden Leichnam“, studierte, knipste Zille die Rückseiten von Rummelplatzbuden und hölzerne Karussellperde, die noch aus ihren Transportwaggons herausschauten. Auf der Suche nach dem Abseitigen entdeckte er hinter einem Haus sogar eigens für Damen aufgestellte Latrinen.

Bei Besuchen in den Ateliers befreundeter Künstler fotografierte Zille, dessen zeichnerisches Werk auch vor deftigen pornografischen Darstellungen nicht Halt machte, offensichtlich gern junge, attraktive Aktmodelle. Und erklärte ironisch: „Wenn die Frauen verblühen, verduften die Männer.“ Was wohl empörungswütige „Emanz-Elsen“ von heute dazu sagen würden...? Eine Kampagne gegen Zille wäre die Folge.



Oben: „Modellpause“, Zeichnung von Heinrich Zille;  
Unten: Markttreiben im Sommer 1898 auf dem Friedrich-Karl-Platz, Bild: H. Zille



Auf der Friedrichstraße (um 1900), hinten ist gerade ein Laternenputzer bei der Arbeit. Bild: Heinrich Zille



Fröhliche Männerrunde, hinten mit hellem Zylinder Zille.  
Bild: Eigenaufnahme, Heinrich Zille

Heinrich Zille, der „Pinselheinrich“, verkörperte wie kein anderer das alte, volkstümliche Berlin. Er schaute den Menschen, vor allem den „einfachen Leuten“, auf's Maul, wie man so schön sagt. Seine Zeichnungen, Karikaturen, aber auch seine Sprüche trafen schonungslos ins Schwarze. Zille guckte hinter die Kulissen der sich stolz präsentierenden, kaiserlichen Hauptstadt. Und er skizzierte später das Leben des republikanischen Berlin, das sich ein modernes, glitzerndes Antlitz gab, aber eben nicht nur eine strahlende, sondern auch eine arg heruntergekommene Seite hatte.

Das Zille Museum in der Propststraße 11, Berlin ([www.zillemuseum-berlin.de](http://www.zillemuseum-berlin.de)), hat täglich von 11 bis 18 Uhr geöffnet. Eintritt kostet sieben, ermäßigt fünf Euro.

Bettina Raetzer-Grimm



Links: Mächtig Trubel, Menschen, Hunde, Gaslaternen ...Das Ephraim-Palais; rechts: Weihnachtsmarkt auf dem Arkonaplatz, Zeichnungen: Heinrich Zille



Wenn der Weihnachtsmann kommt ... Karikatur: Jörg Perthel



# FRANKFURT AM MAIN

## DAS NEUE ALTSTADTVIERTEL - STADTGESTALTUNG EINMAL ANDERS

Ende September wurde in Frankfurt am Main ein praktisch beispielloses Projekt fertiggestellt: Die neue „Altstadt“ der Mainmetropole. Dabei ist diese Altstadt lediglich ein etwa 7.000 qm großes Viertel zwischen Römerberg – dem Ort des Frankfurter Rathauses („Römer“) – und dem Dom, sowie der Braubachstraße als nördliche und der Kunsthalle „Schirn“ als südliche Begrenzung. Über den Bau des neuen Viertels hatten wir bereits im Zündfunken, Ausgabe Nr. 78 (Seiten 9, 10, 71) berichtet.

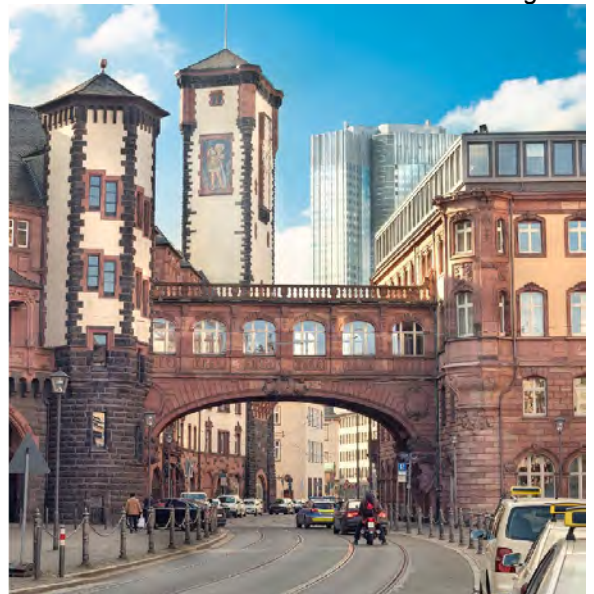
Cohn“ waren von Bomben schwer getroffen worden und bekamen in der Nachkriegszeit Notdächer in einfacher Form verpasst. Diese Notdächer sitzen nun schon mehrere Jahrzehnte auf den Türmen. Und es gibt weitere Wünsche für Rekonstruktionen: Weitere Teile des Rathauskomplexes wie z.B. die ebenfalls mit einem Notdach ausgestattete Kämmerlei, die Garküchenhäuser am Dom, die Mehlwaage, das Schauspielhaus, Manskopf's Uhrurm. Die Stadt hält sich zu diesen Ideen bisher bedeckt, doch für die Rathäustürme werden bereits Spenden gesammelt und es gibt wichtige Unterstützer: Den derzeitigen Oberbürgermeister Peter Feldmann und die frühere Bürgermeisterin Petra Roth.



Die neue Altstadt; unten Drohenshow bei der Eröffnung, Bilder: Slg. PGL



Oben: Die Rathäustürme, rechts die Kämmerlei um 1905; unten die Türme sowie die Kämmerlei mit provisorischen, aber schon 60 Jahre alten Dächern. Bilder: Slg. PGL



Die Eröffnung wurde von etwa 300.000 Besuchern drei Tage lang (vom 28. bis 30. September) gefeiert. Mit daran beteiligt waren Museen und Institutionen aus der direkten Umgebung. Auf verschiedenen Bühnen am Mainufer und auf dem Römerberg gab es für die Besucher Musik und Theater. Am Main fand abends eine spektakuläre Inszenierung statt: 110 sogenannte Quadrocopter – das sind fliegende, leuchtende Drohnen – führten eine computergesteuerte Flugshow vor und bildeten Figuren am nächtlichen Himmel, beispielsweise Sternbilder.

Die neue „Altstadt“ scheint eine echte Erfolgsstory zu werden. Schon werden vermehrt Stimmen laut, die weitere Stadtreparaturen fordern. So sollen endlich die beiden Rathäustürme wieder ihre ursprünglichen Dachformen bekommen. Beide Türme, der „Lange Franz“ und der „Kleine

Mit Staunen schaut man auch von außerhalb auf dieses neue Herz Frankfurts, das mit ziemlicher Sicherheit ein Besuchermagnet werden wird. Unter dem Namen „Dom-Römer-Projekt“ wurde von 2012 bis 2018 dieses Altstadtquartier neu geplant und errichtet, dabei entstanden neben historischen Gassen und Plätzen 15 rekonstruierte Gebäude sowie weitere 20 optisch an Altsadthäuser angelehnte Neubauten, wobei steile Satteldächer und typische Frankfurter Baumaterialien vorgeschrieben waren. Mit dem neu entstandenen Viertel wurde ein kleiner Teil der bis 1944 größten Fachwerkstadt Deutschlands mit vielen Bauten aus dem Mittelalter und der Renaissance verwirklicht, sehr zur Freude vieler Frankfurter. Aber auch sehr zum Ärger modernistisch eingestellter Bürger oder Architekten. Auf dem Areal stand Jahrzehnte lang das „Technische Rathaus“, ein Bauklotz im Stil den Betonbrutalismus der 1970er Jahre. Von 1974 bis 2009 waren hier Teile der Stadtverwaltung untergebracht. 2005 beschloss man den Abriss des stets umstrittenen Gebäudes, bereits der Bau dieser Betonburg war von massiven Bürgerprotesten begleitet.

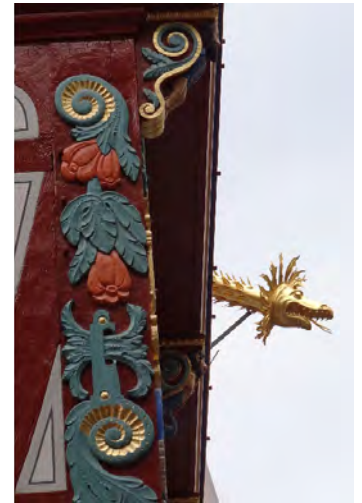
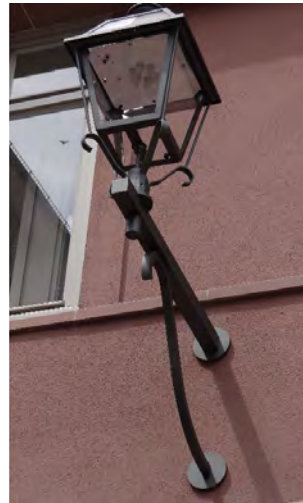


*Blick vom Dom auf das neue Altstadtviertel, weiter hinten das Rathaus (Römer) und die Paulskirche. Die mächtige Hochhaus-Skyline ist beeindruckend. Bild: Slg. PGL*

Ebenso massiv waren allerdings auch Anfeindungen gegen dieses außergewöhnliche Projekt. So wurde bereits bei Bekanntwerden der Altstadt-Pläne gegifftet, man wolle hier Fälschung und Geschichtsklitterung betreiben und die Zerstörung der Altstadt im Zweiten Weltkrieg vergessen machen. Später wurden noch deftigere Vorwürfe laut. Die geistige Urheberschaft der Altstadt-Rekonstruktion sei von Rechtsextremisten gekommen und von einem Rechtspopulisten eingebracht worden. Doch diese Anfeindungen reichten nicht zu einem echten Skandal. Schließlich hatte eine breite Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung für das Projekt votiert.

Es scheint neuerdings schick zu sein, Menschen immer dann in die rechte Ecke zu stellen, wenn sie entgegen des allgemeinen Mainstreams handeln oder sprechen. Vor allem

aus dem rot-grünen Lager drischt man dann gern auf sogenannte Traditionalisten ein und bezichtigt sie rechtspopulistischer Umtriebe. Hatten die Gegner des Altstadt-Projekts schon früh von einem lächerlichen „Disneyland“ gesprochen, so trieb es ein Stuttgarter Archäologieprofessor auf die Spitze. Er bezeichnete im Sommer 2018 das neu entstandene Altstadt Viertel als Ergebnis einer Naziverschwörung. Überhaupt „seien Rekonstruktionen ein Stilmittel der revisionistischen, völkischen Rechten.“ Ob der Mann vielleicht zu sehr unter der sommerlichen Hitze gelitten hat und deshalb derart Abstruses von sich gab? Wir wissen es nicht.



*Viele erhaltene Originalteile wurden bei der Errichtung der neuen Altsadthäuser verbaut. Bei der Beleuchtung hätte man es besser machen können. Bei den Wandbefestigungen und Leuchten griff man offenbar nicht auf Originale zurück und rekonstruierte sie auch nicht. Bilder: Joachim Raetzer*

Bestimmte politische Kreise behaupten heute, man wolle mit Rekonstruktionen die unselige Nazi-Vergangenheit ausblenden. Doch diese Leute sollten sich mal genauer ansehen, woher diese seltsame Argumentation eigentlich stammt. In Frankfurt am Main gab es bereits kurz nach Kriegsende 1945 erbitterten Streit um den Wiederaufbau (Rekonstruktion) des völlig zerstörten Goethehauses. Den Befürwortern wurde vorgeworfen, mit einer Rekonstruktion würde das Umdenken zur Demokratie verhindert. Wie grotesk ist das denn? Der Publizist Walter Dirks war es, der damals meinte, das Goethehaus sei nicht durch Blitzschlag oder einen Bügeleisenbrand, sondern durch den Bombenkrieg zerstört worden. Daher habe es „*seine Richtigkeit mit dem Untergang des Goethehauses und man solle es dabei belassen.*“ Gottseidank konnte sich Dirks' Meinung nicht durchsetzen, das Goethehaus wurde neu errichtet und am 10. Mai 1951 eingeweiht, drei Jahre zuvor wurde auch die Paulskirche wiedererrichtet, allerdings in stark vereinfachter Form.

Die Totalzerstörung der Frankfurter Altstadt, die zehnmal größer gewesen war als das jetzt bebaute Gelände zwischen Römerberg und Dom, geschah während dreier Bombennächte im März 1944. Noch unter dem Schock des Verlusts begann das Freie Deutsche Hochstift, von dem das barocke Goethehaus seit dem 19. Jahrhundert als Museum betrieben worden war, umgehend eine Rekonstruktionsplanung, die nach Kriegsende ausgeführt werden sollte. Das kostbare

Inventar hatte man schon bei Kriegsbeginn evakuiert. Am 1. Mai 1944 erschien ein Aufruf zum Wiederaufbau, aber nur eine Woche später wurde die Initiative von höchster nationalsozialistischer Stelle abgelehnt.

Der Völkische Beobachter, das Zentralorgan der NSDAP, kontierte mit einem Bericht über das vernichtete Goethehaus, der einerseits als einführender Nachruf zu verstehen war, ebenso aber als Widerrede gegen die Absicht zur Rekonstruktion. Der Trümmerhaufen müsse „heute mit wachen Augen geschaut und hingenommen werden“; das Haus sei „dahin und ausgelöscht für alle Zeiten“, allerdings sollten seine Reste eine Funktion haben – als Mahnmal an die Verbrechen der Feinde. Damit war das Stichwort zu donnernder Anklage

Der dazwischen liegende Trümmerschutt sollte nach den Ideen der Nazis abgeräumt und durch Grün ersetzt werden: Herausgekommen wäre ein als lockeres Ruinenensemble gestalteter Themenpark, statt der Altstadt eine durchgrünte Nazi-Paraphrase des antiken Forum Romanum, an das der Völkische Beobachter bei dieser Gelegenheit erinnerte. Der Text schließt mit einem Bekenntnis zum zeitgemäßen Bauen, das von jeder „Belastung durch geschichtliche Vorurteile“ freizuhalten sei. So dürfe der Aufbau der Städte „nichts von einem Kompromiss an sich haben (...). Nur e i n Entschluss mag die Geister leiten: im Sinne unserer Zeit, ohne einengende Hemmungen Neues zu wirken, nachdem das Alte, Ehrwürdige zu ewigem Schlaf gebettet worden ist.“

Nun, es kam bekanntlich anders. Nazideutschland ging 1945 unter. Übrig blieben zahllose völlig verwüstete Städte. Viele über Jahrhunderte gewachsene Stadtbilder waren unwiederbringlich verloren. Zwar hätte es in vielen Städten Chancen gegeben, eine große Anzahl stark beschädigter Gebäude wiederherzustellen, doch diese schwer getroffenen Häuser ließ man lieber abräumen. Ziel: Moderne Bebauung und breite autogerechte Straßen. Heute wissen wir, wie sehr so die meisten Städte in Deutschland verunziert worden sind. Auch in Frankfurt am Main hätte man erheblich mehr historische Bausubstanz retten können, doch man schwang



Das Goethehaus im Großen Hirschgraben 23 (2009),  
Bild: Mylius



Oben: Mitte der 1950er Jahre war auf der Fläche der Altstadt ein großer Parkplatz; unten der neue Hühnermarkt. Bildquellen: unbekannt

gegeben, die nun in Variationen wiederkehrte, auf das Goethehaus ebenso bezogen wie auf die Altstadt. „Hier muss Hass heilig werden“, textete die Rhein-Mainische Zeitung.

Wenig später wurde die Idealisierung des Hasses auf die ganze Frankfurter Altstadt ausgedehnt. Unter der Überschrift Was wird aus den Ruinen? zitierte der Frankfurter Anzeiger einen weiteren Bericht des Völkischen Beobachters, der jeglicher Nostalgie im Zusammenhang mit einem späteren Aufbau „unserer durch die barbarischen Angriffe aus der Luft hingemordeten Städte“ eine Absage erteilte. Frankfurt am Main im Zustand vor der Zerstörung „modellgerecht“ wiederherzustellen sei eine „monströse Vorstellung“. Man müsse heute „zu dem radikalen Entschluss bereit sein, das, was gestorben ist, im Grabe ruhen zu lassen“. In der Altstadt würde man „einzig die ausgebrannten Wahrzeichen der Stadt“, gemeint waren Kirchen und die Ruinen einzelner bedeutender Häuser, als ewige Anklage erhebende Ruinen konservieren.



lieber den Abrissbagger. Und gerade in Frankfurt war der Verlust des Stadtbildes ganz besonders schmerzlich. Aber wie war Frankfurts alter Stadtkern eigentlich?

# DIE ALTSTADT VON FRANKFURT AM MAIN

Frankfurt am Main kann auf eine mehr als 1200 Jahre alte Geschichte zurückblicken. Die Stadt war eine bedeutende Wahl- und Krönungsstätte deutscher Könige und Kaiser, außerdem war sie Messestadt, Handelsmetropole, Tagungsort des Deutschen Bundes, Sitz der Nationalversammlung von 1848 und Geburtsstadt Goethes. Und Frankfurt war bis zur widerrechtlichen Besetzung Preußens im Jahr 1866 Freie Reichsstadt. Hier lebte ein selbstbewusstes Bürgertum. Dementsprechend entstanden prächtige Wohn- und Geschäftshäuser. Im Zentrum der Stadt setzte eine rege Bautätigkeit ein, seit dem ausgehenden Mittelalter wurden in zum Teil engster Bebauung zahlreiche Fachwerkhäuser errichtet, später kamen Gebäude im Stil des Barock und der Renaissance hinzu. Mit etwa 1.250 Fachwerkhäusern war Frankfurt am Main die größte Fachwerk-Stadt im Deutschen Reich. In der dicht besiedelten Altstadt lebte die Mehrheit der Frankfurter Bürger, viele allerdings in armen Verhältnissen.

## DER GROSSE BRAND

Nachdem im Jahr 1719 der Große Christenbrand mehr als 430 Häuser in der nordöstlichen Altstadt zerstörte, beschloss der Rat der Stadt umgehend verschärfte Bauvorschriften, wie zum Beispiel die Begrenzung der Anzahl und Weite von Überhängen. Danach wurden zwischen 1740 und 1800 mehr als 3.000 Häuser um- oder neugebaut. Als im Jahr 1785 Johann Christian Hess Stadtbaumeister in Frankfurt wurde, setzte er eine neue Bausatzung für die Stadt durch, diese blieb im Grundsatz bis 1880 in Kraft. In dieser Satzung wurde der Klassizismus als Baustil verbindlich vorgeschrieben. Hess war ein Mann der Aufklärung, der den Erhalt der vielen mittelalterlichen Bauten aus hygienischen und ästhetischen Gründen ablehnte. Außerhalb der alten Stadtmauern – in der sogenannten Neustadt und weiteren Vororten – kam er damit problemlos durch. Doch in der Altstadt traf er auf erbitterten Widerstand der konservativen Bürgerschaft.

## DER NIEDERGANG

Zwischen 1820 und 1850 betrachtete man die Stadt am Main wegen ihrer zahlreichen klassizistischen Gebäude als eine der schönsten Städte Deutschlands. Im Gegensatz dazu galt der mittelalterliche Stadtkern als völlig veraltet und rückständig. Bereits Dichterst Goethe ließ Mephisto über die Frankfurter Altstadt spotten:

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,  
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus.  
Krummunge Gäßchen, steile Giebeln,  
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;  
Fleischbänke, wo die Schmeißen hausen,  
Die fetten Braten anzuschmausen;  
Da findest du zu jeder Zeit  
Gewiß Gestank und Tätigkeit.  
(Faust. Der Tragödie zweiter Teil Vierter Akt.)



Das Frankfurter Altstadt-Modell. Es wurde von 1925 bis 1961 von den Gebrüdern Hermann und Robert Treuner gebaut und zeigt sehr anschaulich das sogenannte „Golden Geschachtel“. Der Maßstab beträgt 1:200. Das Modell gehört zu den bekanntesten Ausstellungsstücken des Historischen Museums Frankfurt am Main.  
Bild: Eva K.

Die Altstadt hatte schon Jahrzehnte vorher ihr Image als Handelsplatz verloren. Die zweimal jährlich in der Altstadt angehaltene Frankfurter Messe war schon Mitte des 18. Jahrhunderts nach Leipzig umgezogen. Auch Kaiserkrönungen gab es nicht mehr, weil das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nach den Kriegen mit Napoleon nicht mehr existierte.

Doch im 19. Jahrhundert begann der Aufstieg Frankfurts zum europäischen Finanzzentrum. Berühmte Bankhäuser wie die von Bethmann, Gontard oder Rothschild nahmen ihre Arbeit auf. Ab 1830 befuhren Dampfschiffe den Main, 1839 entstand hier ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt.

## DIE ÖFFENTLICHE BELEUCHTUNG

Und die Straßenbeleuchtung? Es begann am 18. September 1828. Zwei Frankfurter Kaufmänner, Johann Friedrich Knoblauch (1789-1878) und Johann Georg Remigius Schiele (1795-1861) eröffneten in der Mainzer Landstraße 28 die erste Frankfurter Gasfabrik, die vierte ihrer Art in Deutschland. In Frankfurt war es damals stockfinster, wie üblich benutzte man Öllampen zur Beleuchtung der Straßen, aber auch von Häusern. Doch die Ölbeleuchtung hatte in Frankfurt einen sehr schlechten Ruf, denn sie verursachte drei große Stadtbrände (1711, 1719 und 1721), darunter den „Judenbrand“, der 500 Häuser der Judengasse (später Börnestraße) und den „Christenbrand“, der 400 Altstadt-Gebäude rund um die Bockgasse samt dem Antoniterkloster vernichtete. Im Jahr 1761 existierten in Frankfurt 1.604 Öllaternen, die meist an Hausmauern über den Straßen angebracht waren. Neben Öl nutzen die Menschen damals Kienspäne, man bastelte sich sein Licht selbst – aus Tier- und Pflanzenölen, mit Dochten aus Pflanzen- oder Tierfasern. Doch das rußte und stank, und es gab nur schwach Licht. Mit dem 1817 erfundenen Stearin wurde es etwas besser, billiger wurde es dann mit Paraffin. Wachskerzen waren damals recht teuer. So wurde es Zeit für eine neue Beleuchtungsart.

Die beiden Kaufleute beantragten beim Frankfurter Senat die Erlaubnis zur Verlegung von Röhren für ihr Leuchtgas, das aus Rüböl, also Pflanzenfett, hergestellt werden sollte. Für die Rohrverlegung waren große Straßen und Plätze am Rande der Altstadt wie z.B. Zeil, Neue Mainzer Straße, Rossmarkt, Schillerplatz und Große Bockenheimer Gasse. Einige weitere Straßen, die zur mittelalterlichen Altstadt führten wie z.B. Neue Kräme oder Kleiner und Großer Kornmarkt, sollten ebenfalls mit Röhren ausgestattet werden. Jene Gasrohre kamen 1827 von der bekannten Firma J.W.

Buderus Söhne in Friedrichshütte bei Laubach, die erforderlichen Apparaturen wurden aus England geliefert. Schon drei Tage nach Inbetriebnahme der Gasfabrik leuchteten in einigen Wohnungen der Neuen Mainzer Straße und der Neuen Kräme die ersten Gaslampen auf. Doch bald kam es zu Beschwerden wie Gestank ungleichmäßiges Brennen oder undichte Gasleitungen. Auch die Kalkulation der Kaufleute lag ziemlich daneben, da man die Gebührenpauschale für die Gaskunden viel zu niedrig angesetzt hatte. So kam, was kommen musste. Knoblauch und Schiele gingen pleite – und Frankfurt versank wieder in der Finsternis!

Es war übrigens die Zeit, als Frankfurts großer Dichter Johann Wolfgang von Goethe hochbetagt war und angeblich in der Nacht, als er starb, nach „mehr Licht“ gerufen haben soll. Wobei die Frankfurter diesen Ausspruch aus Spaß verballhornten: Der 82jährige Goethe soll am Abend seines Todes „mer liescht hier so schlecht“ (man liegt hier so schlecht auf hessisch) gesagt haben. Witzige Geschichte, aber völliger Blödsinn. Goethe wohnte nicht mehr in Frankfurt, sondern in Weimar. Ob er nach seinem Herzinfarkt noch etwas gesagt hat, ist nicht überliefert.



Die Judengasse um 1845: Öllaternen hängen über der Straße und sorgen für etwas Licht. Bild: Jakob Fürchtegott Dielmann

## ERSTE GASLATERNEN

Doch zurück nach Frankfurt: So ganz hatten Knoblauch und Schiele ihre Idee auch nach deren Insolvenz nicht aufgegeben. Die Rettung schien aus England zu kommen. Im Jahr 1830 lieferte die englische Gasgesellschaft „Imperial Continental Gas Association“ – ICGA – den Frankfurter Kaufleuten geeignete Apparate für die Gasgewinnung aus Harz. Dieses sollte nun nicht mehr aus Rohren, sondern aus tragbaren Behältern – fahrbare Ballons – angeliefert werden. Fünf Jahre sollte es noch dauern, doch im Jahr 1835 brannten die ersten Gaslaternen am Bockenheimer Tor, auf dem Rossmarkt und auf dem Comödienplatz. Der Bedarf an Gas stieg rasch an, aus der Schielschen Gasfabrik wird am 1. Juli 1838 die Gasbereitungsgesellschaft AG.



Erste Gaslaternen Frankfurts mit Glasdächern, Bild: Theodor Creifelds



Die Pumpensäule des Löwenbrunnens auf dem Goldenen Löwenplätzchen, Bild: unbek./Slg. PGL

Ebenfalls die die Ära der beginnenden Gasstraßenbeleuchtung fiel auch die Einführung einer anderen Infrastruktur: Zwischen 1828 und 1834 begann man mit der Verlegung von Rohren für Frankfurts erste zentrale Trinkwasserversorgung. Zu dieser Zeit hatte die Stadt etwa 40.000 Einwohner. An der neuen Wasserleitung hingen 98 Pumpbrunnen, 120 Röhrenbrunnen, 130 Feuerhydranten und etwa 300 Zapfventile in den Häusern. Gerade die Pumpen waren ein Markenzeichen des alten Frankfurt, schon vor dem Bau der Trinkwasserleitung. Die Pumpensäulen wurden häufig aus rotem Sandstein gefertigt und von Bildhauern reich verziert, die Wasserauslässe waren oft Bronzekunstwerke, auch die Pumpenschwengel bekamen schmückende Elemente. Frankfurts berühmter Heimatdichter Friedrich Stoltze erzählte, wie der alte Baron Mayer Anselm von Rothschild oft seine Eltern im Gartenhaus auf dem Röderberg besuchte, um die Aussicht zu genießen. An warmen Tagen wollte er dann ein Glas Wasser, das der Sohn von der Pumpe unten im Fischerfeld holen musste. Es entwickelte sich folgendes Zwiegespräch: „Hast de aach vorher ordentlich abgebumbt?“ – „Ja, Herr Baron, solange bis kaa Schnecke mehr komme sin.“ – „Schnecke?“ – „Und klaane Frescherscher.“ – „Frescherscher?“ Der Vater erklärte nun, dass sich solches Getier gern in hölzernen Brunnenrohren festsetzt und bei längerem Pumpen herausgespült werde. Das leuchtete dem alten Baron ein und er trank das halbe Glas auf einen Zug aus.

Im Jahr 1844 wird die englische ICGA direkt in Frankfurt aktiv und errichtet ihr erstes Gaswerk an der Obermainstraße (heute Oskar-von-Miller-Straße) vor den Toren der östlichen Altstadt. Ab 18. Oktober 1845 wird dort Gas aus Steinkohle erzeugt. Die ICGA ist aber ausschließlich für die Stadt innerhalb der früheren Wallanlagen zuständig. Ganz langsam wächst nun die Zahl der Gasstraßenlaternen.



Das Gaswerk der englischen ICGA in der Obermainstraße (um 1850), Bild: unbekannt/Slg. PGL

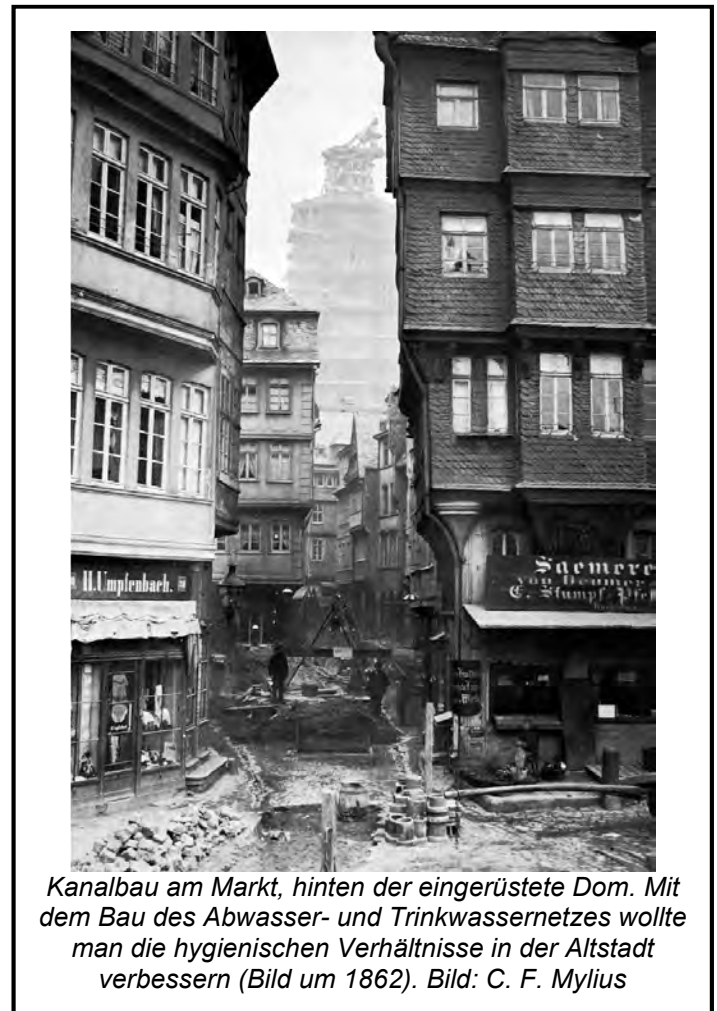
Im Jahr 1848 interessieren sich die Frankfurter weniger für Gas und Wasser, europaweit finden gerade revolutionäre Ereignisse statt. Frankfurts Paulskirche wird zum Mittelpunkt der Revolution in Deutschland. Erstmals tagt dort eine Deutsche Nationalversammlung und arbeitet an einer neuen, demokratischen Verfassung für ein geeintes Deutschland, das auch Österreich mit einbezog.

Die Paulskirche war allerdings nur zeitweise Tagungsort der Nationalversammlung, was der Text einer Schrift über Frankfurts Baudenkmäler aus dem Jahr 1896 belegt: „Vom 6. November 1848 bis 9. Januar 1849 verlegte die Versammlung ihre Berathungen in die deutsch-reformierte Kirche; in der Pauls-Kirche wurde inzwischen zur Verbesserung der immer noch mangelhaften Akustik eine besondere Schalldecke hergerichtet und die nöthigen Arbeiten für die Heizung und Gasbeleuchtung. Am 11. Januar 1849 zog das Parlament wieder in die Kirche ein, um sie am 30. Mai für immer zu verlassen...“

Am 28. März 1849 wählt die Nationalversammlung den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum erblichen Kaiser und schickt ihm eine Delegation nach Berlin. Der König erfuhr aber durch eine neu installierte Telegrafenerleitung von der Wahl – und lehnte ab. Damit war die demokratische Verfassung gescheitert, die alten Mächte blieben am Ruder und der deutsche „Bruderkampf“ zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland ging weiter bis hin zum Krieg zwischen beiden Staaten 1866. Dieser Krieg hatte dann auch für Frankfurt Folgen. Die Stadt wurde widerrechtlich von Preußen besetzt und annektiert. Frankfurt verlor seinen Status als Freie Reichsstadt (siehe Zündfunke Nr. 74 „Die Schreckensnacht von St. Bartholomäus“)

Ein besonderes Ereignis war im Jahr 1859 die Gründung des „Vereins deutscher Gasfachmänner und Bevollmächtigter deutscher Gasanstalten“ zum gemeinsamen Erfahrungsaustausch. Daraus wurde später der „Deutsche Verein von Gas- und Wasserfachmännern“ – DVGW – nachdem 1882 auch die Wasserfachleute beigetreten waren.

1860 bekam auch die Gasbereitungsgesellschaft AG, die aus der Schiel'schen Gasfabrik hervorging, die Erlaubnis, Gas aus Steinkohle herzustellen, die Firma nannte sich nun „Neue Frankfurter Gasgesellschaft“. Drei Jahre später schrieb die Stadt eine Gasbeleuchtung vor den Stadttoren aus. Die deutsche Gesellschaft gewann und stellte 700 Gaslaternen auf. Innerhalb der Wallanlagen betrieb die englische ICGA 746 Gaslaternen. Die Stadt nahm dies zum Anlass, eine „Instruktion für den Beleuchtungsinspektor“ aufzustellen, dieser war zuständig für die öffentliche Beleuchtung, die Nutzung des Leuchtgases für private Kunden, sowie die Aufsicht über die Gas- und Ölbeleuchtung und über die Gasbeleuchtungsanstalten.



*Kanalbau am Markt, hinten der eingerüstete Dom. Mit dem Bau des Abwasser- und Trinkwassernetzes wollte man die hygienischen Verhältnisse in der Altstadt verbessern (Bild um 1862). Bild: C. F. Mylius*

Frankfurts Heimatdichter Friedrich Stoltze gründete sein Satireblatt „Frankfurter Latern“ mit einer hell strahlenden Gaslaterne als Titelbild. Er dichtete: „*Vernehmt auch, dass Dunkelheit man hier nicht kennt! Zwei Gas-Kompagnien im Ost- und West-End die sorgen für Licht in der Nähe und fern; doch heller noch leuchtet jetzt >Frankfurts Latern‘<! Und thun ihre Strahlen mitunter auch weh – gut gemeint sie’s und ehrlich, glaubt diesem Couplet.*“

Der Gasabsatz wuchs weiter und schon bald war klar, es musste ein weiteres Gaswerk her. Im Jahr 1869 begann die ICGA mit dem Bau eines neuen Gaswerks in der kleinen Stadt Bockenheim vor den Toren Frankfurts (Bockenheim wurde 1895 nach Frankfurt eingemeindet). Ab 21. Dezember wurde in der Solmsstraße Gas hergestellt. Im Laufe der folgenden Jahre wurde allmählich Stimmen laut, ein eigenes städtisches Gaswerk zu betreiben, doch die Befürworter des bisherigen Status waren in der Mehrheit. So blieb es bei den beiden Gasunternehmen, der englischen ICGA und der deutschen Gasgesellschaft.

Das Rad der deutschen Geschichte drehte sich nun weiter. Preußen war die vorherrschende Macht in Deutschland, der 1870/71 geführte Krieg mit dem damaligen „Erzfeind“ Frankreich führte zur Einigung Deutschlands unter Preußens Führung und Ausschluss Österreichs. Das Kaiserreich entstand und es begannen die Gründerjahre mit einem beispiellosen industriellen Aufschwung, in Frankfurt wuchs die Bevölkerung rasant und erreichte 1876 die Zahl von 100.000. Drei Jahre vorher hatte man eine 66 Kilometer lange Wasserleitung vom Vogelsberg kommend nach Frankfurt in Betrieb genommen und in das städtische Trinkwassernetz eingespeist, um die wachsende Stadt ausreichend zu versorgen. Verantwortlich dafür war der aus England stammende Stadtbaurat William H. Lindley, technischer Leiter des Frankfurter Tiefbauamtes. Von Lindleys Projekt profitiert die Stadt bis heute. Ab 1881 besaß die Stadt ein eigenes Telefonnetz. Und noch einen Meilenstein gab es in Frankfurt zu feiern: Die Einweihung des neuen Hauptbahnhofes am 18. August 1888. Knapp 50 Jahre vorher hatte die Eisenbahn bereits Frankfurt erreicht, doch nun bekam die Stadt ein gewaltiges Bauwerk und wurde Eisenbahnknotenpunkt im Deutschen Reich.



*Die Paulskirche um 1848. Damals besaß das Kirchenschiff das charakteristische hohe Dach. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Dach „vereinfacht“ wieder aufgebaut. Doch immer wieder gibt es Diskussionen um eine Rekonstruktion des Daches im ursprünglichen Zustand. Bildquelle: unbek./Slg. PGL*

Der Aufschwung durch die Industrialisierung ging an der Altstadt jedoch weitgehend vorbei. Dort verschwanden die einstigen Messehallen, die 1877/78 errichtete neue Kleinmarkthalle verdrängte die traditionellen Schirnen. In den engen Gassen lebten hauptsächlich sozial benachteiligte, arme Menschen und die Altstadt begann allmählich zu verfallen. Die Stadt versuchte nun, mit Straßendurchbrüchen die Altstadt besser für den Verkehr zu erschließen. Zwischen Zeil und Liebfrauenberg entstand die Liebfrauegasse, später dann die Weißfrauengasse. Bei diesen Baumaßnahmen wurden auch historisch wertvolle Gebäude ohne Rücksichtnahme abgerissen.



Links: Stadtkandelaber mit viereckigem Sockel und Stadtwappen; rechts Vorortkandelaber mit sechseckigem Sockel

Zwischen 1874 und 1878 wurde die Altstadt mit dem südlich des Mains gelegenen Sachsenhausen durch weitere Brücken (Untermain- und Obermainbrücke) verbunden, bis zu diesem Zeitpunkt existierte lediglich die Alte Brücke, welche die Altstadt mit Sachsenhausen verbunden hatte. Nach Einweihung der neuen Brücken floss der Verkehr an der Altstadt vorbei.

Eine Verbesserung der Lage brachte die Einführung der Schwemmkanalisation, dadurch wurden auch viele mittelalterliche Altstadt-Häuser an das Trinkwassernetz angeschlossen. Nach Gründung des Deutschen Reiches 1871 und der sich verstärkenden Industrialisierung zogen viele Arbeiterfamilien in die Altstadt. Hier war der Wohnraum zwar ärmlich, aber billig. Nun galt die Altstadt als Proletarierviertel und bekam wegen sich verstärkender Kriminalität und Prostitution ein ziemlich schlechtes Image.

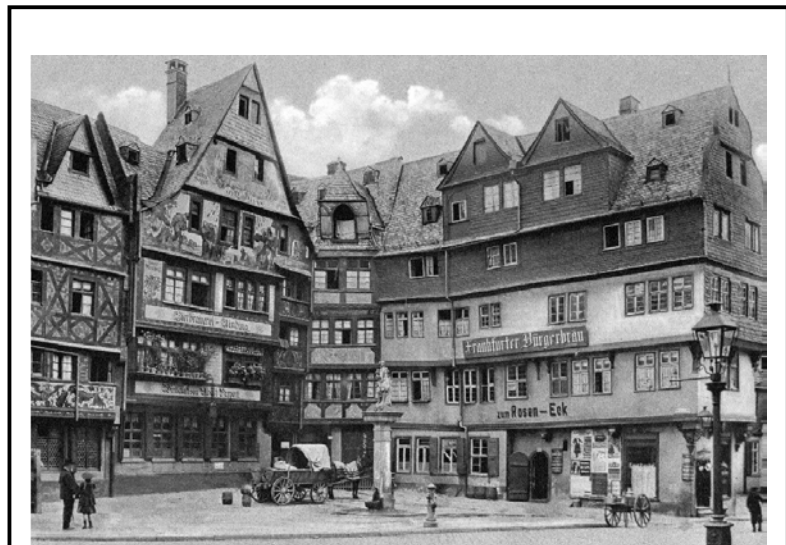
Für die Beleuchtung der Gassen und Plätze in der Frankfurter Altstadt sorgten die seit Einführung durch die englische ICGA üblichen Gaslaternen. Die Form der typischen Frankfurter Gaslaterne war deutlich englischen Vorbildern angelehnt: Vier Seiten und ein seitlich angebrachtes Leitereisen. Die Laternen wurden in vielen Fällen an Wandkonsolen angebracht, da in den engen Gassen kaum Platz für die Stellung von Kandelabern war. Wenn man aber Gaskandelaber aufstellte, so kam ebenfalls ein besonderes Modell zum Einsatz: Der wuchtige Frankfurter Stadtkandelaber mit viereckigem Sockel und Stadtwappen. Vereinzelt wurden auch andere Leuchtenmodelle verwendet, so

beispielsweise sechsseitige Gaslaternen. Eine Besonderheit waren Kandelaber, die in eiserne Geländer am Mainufer integriert waren. Auch heute sind diese Kandelaber noch zu sehen, leider fehlen die dazugehörigen Leuchten. Im Jahr 1895 gehörten insgesamt 2.720 Gaslaternen mit 290 Kilometern Gasrohrleitung zum Versorgungsgebiet der ICGA. Das Gebiet umfasste neben der Altstadt auch Sachsenhausen und Bockenheim. Die konkurrierende Frankfurter Gasgesellschaft betrieb 2.888 Gaslaternen mit 170 Kilometer Rohrleitung außerhalb der Wallanlagen, also beispielsweise in den Vororten Westend und Ostend.



Die Erfindung des Auer'schen Gasglühlichts verändert auch Frankfurts Gaslicht. Die ICGA stellt ab 1897 alle Gaslaternen auf das erheblich sparsamere und hellere Glühlicht um. Die Frankfurter Gesellschaft ist im Nachteil, deren „Schwergas“ ist für Glühlicht nicht geeignet.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann man die Altstadt als Ziel für auswärtige Besucher zu entdecken, den Begriff „Tourismus“ kannte man damals noch nicht. Man ließ den Verputz an Fachwerkhäusern entfernen, bemalte die Gebäude im zeitgenössischen Stil und begann mit Bild-Postkarten, die besonders malerischen Winkel der Altstadt zu vermarkten.



Oben: Das „Roseneck“ war ein beliebtes Fotomotiv. Die Fassaden links wurden aufwändig bemalt. Rechts ein Stadtkandelaber, die Laterne mit Stehlicht. Links: Wandlaterne mit stehendem Gasglühlicht und Fernzündler.

Bild: unbek./Slg. PGL



# DER RÖMER - FRANKFURTS RATHAUS



Eine besondere Verschönerungsmaßnahme erfuhr der Römer, seit dem 15. Jahrhundert Frankfurts Rathaus. Er wurde zwischen 1896 und 1900 umgebaut und mit Schmuckelementen massiv aufgewertet. Charakteristisch für den Römer sind die Treppengiebelfassaden der drei ursprünglich eigenständigen Gebäude. Das mittlere Gebäude ist das „Haus zum Römer“, das linke trägt den Namen „Alt-Limpurg“, rechts „Löwenstein“. Das Bild oben zeigt den Zustand um 1870, also noch ohne Fassadenschmuck. Der Römer besteht heute aus einem Komplex verschiedener, zusammenhängender Gebäude. Bedauerlicherweise hat man nach dem Zweiten Weltkrieg die zerstörten Innenräume nicht rekonstruiert, sondern das Rathausinnere in einem schlichten Nachkriegs-Stil neu gebaut.



*Blick von der Braubachstraße zum Römer (um 1920); rechts eine Ansicht von 1930.  
Bilder: unbek./Slg. PGL*



Luftaufnahme von 1911: Ganz links unten am Rand die Paulskirche, in der Mitte unten der Römerberg. Bild: unbek./Slg. PGL

Mit dem Aufkommen von Luftschiffen (Zeppeline) entstanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts die ersten Luftbilder der Frankfurter Altstadt. Der Anblick war faszinierend: Unzählige Häuser und Gassen, mittendrin der hoch aufragende Dom. Die Optik der Altstadt war seit dem Mittelalter nahezu gleichgeblieben. Während in der Altstadt Gaslaternen – vor allem an Wandarmen – für ziemlich malerische Winkel sorgten und etwas Licht in die schmalen und von Fachwerkhäusern überkragenden Gassen brachten, wurden ab 1899 auf breiten Verkehrsachsen und Plätzen erste elektrische Bogenlampen aufgestellt. Besonders auffällig waren die beiden monumentalen Lichtständer mit je drei Auslegern auf dem Platz vor dem Hauptbahnhof. Auch die Hauptgeschäftsstraße „Zeil“ erhielt Bogenlicht.

Eine einschneidende Veränderung wurde zwischen 1904 und 1908 vorgenommen. Die 1898 eingeführte elektrische Straßenbahn benötigte Platz und sollte in Ost-West-Richtung auf einer neuen Trasse durch die Altstadt geführt werden. Dazu schlug man ziemlich brachial eine Schneise quer durch den Stadtkern, die Braubachstraße entstand. Als Vorbild diente dem Frankfurter Oberbürgermeister Franz Adickes offenbar die Stadtumgestaltung von Paris. Dem Bau der Braubachstraße fielen etwa 100 Altstadt-Häuser zum Opfer, darunter auch wertvolle Gebäudeanlagen wie der Nürnberger Hof oder der Rebstock. Als neue Bebauung entlang der Braubachstraße entstanden repräsentative Neubauten in historisierendem Stil.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm die Idee einer eigenen städtischen Gasversorgung Fahrt auf. Im Jahr 1904 errichtete die Stadt ein städtisches Gaswerk im Vorort Heddernheim, dieses Gaswerk belieferte viele neu eigemeindete Stadtteile im Norden Frankfurts mit Gas. Ein Jahr später ging auch im westlich von Frankfurt gelegenen Griesheim ein von Frankfurt errichtetes Gaswerk in Betrieb.



Oben: Ein Teil des mittelalterlichen Stadtkerns fällt 1905 der Spitzhacke zum Opfer. Eine Verkehrsachse sollte durch die Stadt geführt werden. Es entstand die Braubachstraße (Bild unten in der Mitte). Quellen, oben: Carl Friedrich Fay; unten unbek./Slg. PGL



Die Maßnahmen setzen die bisherigen Platzhirsche ICGA und Frankfurter Gasgesellschaft unter Druck. Schließlich geht die englische ICGA am 17. Juli 1909 in der Frankfurter Gasgesellschaft auf, die Stadt konnte nun an den Aufsichtsratssitzungen teilnehmen, ihr Gewinnanteil wurde deutlich erhöht. Der Vertrag wurde auf 50 Jahre abgeschlossen. Allein die beiden Gaswerke in Heddernheim und Griesheim blieben komplett in städtischer Hand. Drei Jahre später wurde im Osthafen ein neues Gaswerk gebaut, das am 29. Oktober 1912 den Betrieb aufnahm. Dieses neue Gaswerk wird zu einem Zeugnis der Industriekultur, geschaffen vom berühmten Architekten Peter Behrens.

Das Gaswerk Bockenheim wurde ab 1919 gründlich modernisiert. Noch lange Zeit nach der Vereinigung von ICGA und Frankfurter Gasgesellschaft ließ sich übrigens feststellen, welcher Versorger für die Innenstadt (ICGA) oder die äußere Stadt (Frankfurter Gesellschaft) zuständig war. In der rechts- und linksmainischen Innenstadt waren gusseiserne Kandelaber mit viereckigem Sockel aufgestellt worden, die auf allen Seiten das Stadtwappen – den Frankfurter Adler – trugen; in der äußeren Stadt dagegen standen Gaskandelaber mit schmalerem, sechseckigem Sockel ohne Wappen. Im Geschäftsjahr 1912/13 wurde Frankfurt am Main durch 480 elektrischen Bogenlampen, 270 elektrischen Glühlampen und 10.730 Gaslaternen mit 11.840 Flammen beleuchtet.



Das Gaswerk Ost in der Schielestraße um 1915. Bild: unbek./Slg. PGL

Doch dann gehen in Europa die Lichter aus – der Erste Weltkrieg und damit die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts beginnt. Gas wird durch Drosselung des Gasdrucks und Verminderung des Heizwertes knapp. Beim Strom sieht es noch düsterer aus. Am 1. Mai 1916 führt Deutschland die Sommerzeit ein, die Uhr wird um eine Stunde vorgestellt, um „Abendbeleuchtung zu sparen“, man hofft, auf diese Weise Energie im Wert von 100 Millionen Mark im gesamten Deutschen Reich weniger zu verbrauchen. Wenn man an die heutige Debatte um den Sinn der Sommerzeit denkt, sieht man also: Die Idee ist schon wesentlich älter. Der Erste Weltkrieg bedeutete auch das Aus für die geschäftlichen Aktivitäten der englischen ICGA, die Stadt übernahm die englischen Anteile und damit die Stimmenmehrheit in der Frankfurter Gasgesellschaft.

In den Jahren danach passierte nicht allzu viel, Gründe dafür waren sicherlich der Erste Weltkrieg aber auch die Inflation. Ab Mitte der 1920er Jahre setzte die Stadt unter Oberbürgermeister Ludwig Landmann und Stadtbaurat Ernst May auf sozialen Wohnungsbau und neue Siedlungen am Stadtrand, um die Wohnungsnot zu beseitigen. Erst später wollte man sich die Altstadt vornehmen. Dass es in der Altstadt schlussendlich doch voranging, war einer privaten Bürgerinitiative zu verdanken. 1922 hatte sich der Bund tätiger Altstadtfreunde unter der Leitung des Kunsthistorikers Fried Lübbecke gegründet. Ab 1920 waren in der Altstadt auch moderne Gasleuchten, zum Beispiel Ansatzleuchten von Rech, zu sehen. Auch diese wurden vorzugsweise an Wandarmen montiert. Mitte der 1920er Jahre wurde es in Frankfurt am Main eng für die Zunft der Laternenanzünder, die Druckwellenfernzündung wurde eingeführt und machte ihn überflüssig. Sah man nun jemanden an den Gaslaternen hantieren, so waren das Männer des Gaswerks beim Reinigen oder Warten der Gasleuchten. Und deren Arbeitgeber änderte sich im Jahr 1930: Um die Gasversorgung der Stadt zu vereinheitlichen, beschloss die Stadtverordnetenversammlung die Gründung der Main-Gaswerke AG.



In den 1920er Jahren setzte man in Frankfurt vor allem auf den sozialen Wohnungsbau und errichtete neue Siedlungen am Stadtrand. Dabei kamen die seinerzeit neu entwickelten Aufsatzleuchten mit Gruppenbrennern „Modell Köln“ – hier auf „Stühlen-Kandelabern“ zum Einsatz.

Bild (ca.1930), unbek./Slg. PGL

Gegen Ende der 1920er Jahre besann man sich plötzlich auf den historischen und kulturellen Wert der Frankfurter Altstadt als eine der am besten erhaltenen mittelalterlichen Städte Europas. Im Jahr 1932 fanden erstmals die Römerbergfestspiele statt und sorgten für einen Besucheransturm. Mit der Machtübernahme der Nazis war die Existenz der Altstadt zunächst real bedroht. Den Machthabern war der Stadtkern, bis 1933 auch eine Hochburg der Kommunisten, ein Dorn im Auge.

## WIEDERAUFSTIEG DER ALTSTADT UND „ALTSTADTGESUNDUNG“



Haus Fürsteneck 1901, Bild: Carl Friedrich Fay

Die Nationalsozialisten planten, Teile der Altstadt – bis 1933 auch eine Hochburg der Kommunisten – durch historisierende Neubauten zu ersetzen. Gegen diese Bestrebungen wandte sich eine Bürgerinitiative, der 1922 gegründete Bund tätiger Altstadtfreunde unter Leitung des Kunsthistorikers Fried Lübbecke. Der Bund ließ seit 1926 zahlreiche Altstadtbauten restaurieren. Allerdings war er als reiner Verein in seinen Mitteln beschränkt, so dass es sich dabei größtenteils um wenig substanzielle Maßnahmen wie Reinigungen oder Neuanstriche alter Bauten handelte. Nur mit externen finanziellen Hilfen gelangen vergleichsweise bedeutende Aktionen wie etwa der Kauf und Sanierung des bedeutenden gotischen Patrizierhauses Fürsteneck in der Fahrgasse. Bis die Maßnahmen Anfang der 1940er Jahre durch die Kriegereignisse völlig zum Erliegen kamen, wurden so über 600 Gebäude gründlich saniert, historisch unpassende Anbauten entfernt und Brunnen ausgebessert. Insbesondere Fried Lübbecke beschrieb ausführlich, wie dadurch die Altstadt innerhalb nur eines Jahrzehnts wieder zur „gut Stub“ Frankfurts wurde. Auch Einrichtungen wie die Arbeitslosenküche, Sommerfeste und Weihnachtsbescherungen für die Altstadtkinder oder der Künstlerweihnachtsmarkt weckten bei vielen Altstadtbewohnern wieder Stolz auf ihre Heimat.

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 erhob das neue Regime die sogenannte Altstadtgesundung zu einem Prestigeprojekt. Die Wortschöpfung war im nationalsozialistischen Deutschland ein Überbegriff

für von der Stadtverwaltung getragene Maßnahmen zur Erhaltung der Altstadt als Gesamtdenkmal; sie fanden zeitgleich unter anderem in Hamburg, Köln, Braunschweig, Kassel oder Hannover statt. Ein besonderes Beispiel für die sogenannte „Altstadtgesundung“ ist heute der Kleine Hirschgraben, er befindet sich ganz in der Nähe des Goethehauses (Großer Hirschgraben). Während im Krieg die Altstadt in Schutt und Asche sank, blieben hier einige Gebäude stehen, der NS-Magistrat hatte sie zwischen 1936 und 1940 bauen lassen. Zuvor hatten die neuen Machthaber das Viertel um das Goethehaus herum im

Rahmen einer brachialen „Flächensanierung“ dem Boden gleichgemacht und damit viele, historisch wertvolle Bürgerhäuser zerstört. Das Quartier stammte überwiegend aus dem 16. Jahrhundert. Selbst der damalige Direktor des Goethehauses hatte wegen des guten Zustandes der Häuser Widerspruch gewagt, doch den Nazis war die Gegend ein Dorn im Auge. Gastronomen und Bordellbesitzer hatten in ihre Häuser investiert und damit indirekt dafür gesorgt, dass das anrühige Viertel nach 1933 auch Zuflucht für Gegner des Regimes wurde. Auf dem planierten Gelände entstand die „Eckermannstraße“, gesäumt von Mietshäusern. Sie waren ungewöhnlich sorgfältig gestaltet: Markige Konsolen, kantige Portallaubungen und weitere festungsartige Motive



Das Haus „Zur Goldenen Waage“ im Jahr 1940. Es ging im Bombenhagel 1944 unter. Inzwischen ist es – hervorragend rekonstruiert – wieder da. Bild: Postkarte/Slg. PGL

vertraten zwar das „heldische Bauen“ der NS-Diktatur, doch Frankfurts typischer roter Sandstein, Erdgeschossarkaden, Schieferdächer und Gauben verbanden die Neubauten geschickt mit den alten Bürgerhäusern ringsum. 1945 waren diese Häuser wundersamerweise einigermaßen unbeschädigt. Doch fünf Jahre später lief hier Frankfurts zweite Zerstörung ab: Erhaltene Erdgeschosse verschwanden, der geschwungene Verlauf des Hirschgrabens wurde rabiat begradigt und mit nichtssagenden Zeilen bebaut, die untere Hälfte der Straße kappte man für eine neue Ost-West-Achse. Seither lungert an dieser Bruchstelle ein plumper Betonklotz, der immerhin den Blick auf den gähnenden Rachen eines Straßentunnels verstellt, der die Umgebung in den Abgrund zu saugen scheint – ein Paradebeispiel vom Wirtschaftswunderglauben verblendeter Verheerung.

Die NS-Stadtverwaltung unter Oberbürgermeister Friedrich Krebs nutzte das Projekt, um die Sozialstruktur der Altstadt im Sinne ihrer Ideologie zu verändern. Alteingesessene Altstadtbewohner sollten in Neubausiedlungen am Stadtrand verdrängt und die renovierten Altstadtwohnungen vorrangig an Gewerbetreibende, Handwerker und Parteigenossen vergeben werden. Damit wollte die Stadt zugleich ihrem 1935 verliehenen NS-Ehrentitel als „Stadt des deutschen Handwerks“ entsprechen. Zu Beginn der NS-Herrschaft gehörte Frankfurt nicht zu den bevorzugten Städten wie Berlin, München oder Nürnberg. Frankfurt am Main galt für die Nazis als „Stadt der Juden und Demokraten“. Deshalb wollte das Regime einen Imagewechsel. Der Begriff „Messestadt“ galt schon lange nicht mehr, weil in Frankfurt keine Messen abgehalten wurden. Auch „Handelsstadt“ war verpönt, denn das erinnerte zu sehr an die „frühere Vorherrschaft des Judentums“, so der NS-Oberbürgermeister Krebs. Die Ausrichtung des Reichshandwerkertags im Jahr 1935 sorgte schließlich dafür, dass man der Stadt den Titel „Stadt des deutschen Handwerks“ verlieh.



Die Eckermannstraße im Jahr 1930, Blick nach Westen. Zu erkennen sind die stilvollen elektrischen Hängelichtmaste, im Vordergrund eine Elektroleuchte an einer Überspannung. Hier verläuft heute die Bethmannstraße. Bild: Paul Wolff

Gegen die Zerstörung mittelalterlicher Bausubstanz protestierten Fried Lübbecke und der Dichter Alfons Paquet. Ihre Eingaben wurden als „Geschrei von Altstadtfanatikern, die nicht einmal aus bösem Willen, sondern aus einer begrenzten Schau heraus die Dinge des Gemeinschaftslebens beurteilen“, disqualifiziert. Durch die Ausräumungen entstand hinter dem Fünffingerplätzchen das Handwerkerhöfchen zwischen Goldhutgasse, Markt, Langer Schirm und Bendingasse sowie der Kirschgarten zwischen Großer und Kleiner Fischer-gasse bzw. Mainkai südlich des Doms. Auch der Hainer Hof nordöstlich des Doms wurde praktisch komplett durch Neubauten ersetzt, die aufgrund der dort nur schwachen Kriegszerstörungen teils heute noch zu sehen sind. Ebenso ist die Grünfläche um den Chor des Karmeliterkirche keine Kriegsfolge, sondern Ziel einer weiteren Ausräumung, die dort zahlreiche Anbauten des 19. Jahrhunderts beseitigte.



Zu den malerischsten Winkeln der Altstadt gehörte das Fünffingerplätzchen (links). Auf der Karte rechts sieht man das hinter dem Fünffingerplätzchen liegende Handwerkerhöfchen, die grüne Fläche zeigt die Auskernung durch Abbruch 1938. Bilder: Wikicommons

Ab 1933 verschwand in der Altstadt zunehmend die Gasbeleuchtung. Auch schmale Straßen und Gassen wurden (ähnlich wie in Köln, siehe Zündfunke Nr. 80) elektrifiziert. Auf manchen Bildern sind (ehemalige) vierseitige Gasleuchten mit Milchglasscheiben zu erkennen, eine Gasleitung zur Leuchte sieht man dabei nicht.



So sah scheinbar die sogenannte „Altstadtgesundung“ des NS-Magistrats aus: Die Gaslaternen sind verschwunden, alles wirkt aufgeräumt, manche Gebäude haben einen auffälligen Farbanstrich bekommen. (Ostzeile Römerberg, „Schwarzer Stern“ Bild: Farbdia-Scan um 1937.

Schließlich gab es auch zahlreiche Fachwerkreilegungen im gesamten Altstadtgebiet. Da viele davon erst in den späten 1930er oder frühen 1940er Jahren erfolgten, sind sie selbst in populären Bildwerken über die Altstadt kaum dokumentiert geschweige denn bekannt. Unter anderem erfolgten Freilegungen am Haus Zur goldenen Weinrebe an der Ecke Liebfrauenberg / Töngesgasse, am Haus Zum Feigenbaum an der Ecke Wildemannsgasse/ Schnurgasse oder am Pesthaus am Fünffingerplätzchen. Letzteres war nur knapp zehn Jahre zuvor vom Altstadtbund mit einem thematischen Neuanstrich versehen worden. Zu geplanten Wiederaufbauten sorgfältig eingelagerter Fachwerkhäuser wie des Großen Speichers oder des Hauses Heydentanz auf bereits ausgesuchten Parzellen der Altstadt kam es nicht mehr.

Einen Vorgeschmack auf das, was kommen sollte, bekamen die Frankfurter im Mai 1935 präsentiert: In der Festhalle fand eine große Luftschutzausstellung statt, 120.000 Besucher strömten zu dieser Schau. Luftschutz sollte populär werden und es wurden Kalendersprüche verbreitet wie: „Wenn einst die Bomben splintern, werden wir nicht erzittern, trotz Feuer, Not und Tod.“ Ein Jahr später fanden in der ganzen Stadt erstmals Luftschutzübungen statt, es gab eine stadtweite Verdunkelungsübung.

Nachdem am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, dauerte es nur wenige Tage, bis erstmals feindliche Flieger über Frankfurt auftauchten. Doch diese warfen nur Flugblätter ab.



In den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges waren sich die Frankfurter einigermaßen sicher, von Bomben und Zerstörungen verschont zu bleiben. Man vertraute auf die weltberühmte Frankfurter Altstadt mit ihrem mittelalterlichen Stadtbild, dass man doch unmöglich zerstören würde. Doch spätestens seit dem 14. Februar 1942 mit dem Erlass der britischen Area Bombing Directive war klar, dass auch Frankfurt am Main und seine pittoreske Innenstadt zum Ziel des Bombenkrieges werden könnte. Der Bund tätiger Altstadtfreunde begann deshalb, den gesamten Altbaubestand ab Sommer 1942 fotografisch und zeichnerisch zu erfassen. Ein erster Luftangriff wurde für den 4. Juni 1940 notiert, die britischen Bomber nahmen die Öltanks im Osthafen ins Visier. Elf Menschen starben in jener Nacht.

Am 20. August 1940 bekam die Frankfurter Baupolizei vom Reichsluftschutzbund die Order, im Stadtzentrum über 5.700 Kellerdurchbrüche herzustellen. Am 10. Oktober 1940 trat ein Erlass zur beschleunigten Errichtung bombensicherer Luftschutzbauten in Kraft.

Ein Großangriff fand am 4. Oktober 1943 statt, dabei wurden das Rathaus „Römer“ und ein kleines Areal südlich der Geschäftsstraße „Zeil“ sowie weite Teile im Osten der Stadt getroffen. Weitere Angriffe am 20. Dezember 1943 und am 29. Januar 1944 richteten in der Altstadt nur geringe Schäden an, zerstörten aber das Stadtarchiv mit einem Großteil der Archivalien. Doch das war nur ein Vorgeschmack auf die Ereignisse vom März 1944.

## DER FEUERSTURM

Am 18. März 1944 warfen 846 britische Flugzeuge ihre Bomben über Frankfurt am Main ab. Sie trafen vor allem die östliche Altstadt und vernichteten das Gebiet um die Fahrgasse vollständig. In dieser Nacht wurden etwa 7.000 Wohngebäude komplett zerstört oder schwer beschädigt. Ziemlich verwüstet waren auch die Bahnhöfe, das Heilig-Geist-Hospital, das Gaswerk Ost und viele weitere öffentliche Gebäude. Als um 22.17 Uhr der Angriff zu Ende war, lagen weite Teile der Stadt in Trümmern, 421 Menschen starben.

Auch in der westlichen Altstadt richteten sie schwere Schäden an, die Paulskirche brannte vollkommen aus. Vier Tage später sollte dann das schlimmste Inferno über die Stadt hereinbrechen.

Am 22. März 1944 – es war der 112. Todestag Goethes – zerstörte ein weiterer britischer Luftangriff von 816 Flugzeugen große Teile der Altstadt, die bisher noch verschont geblieben waren, darunter alle Kirchen bis auf die Alte Nikolaikirche und die Leonhardskirche. Nach offiziellen Angaben wurden im Zeitraum einer knappen Stunde 500 Luftminen, 3.000 schwere Sprengbomben und 1,2 Millionen Brandbomben auf die Stadt mit dem Hauptziel Stadtzentrum abgeworfen. Wie schon bei vorigen Luftangriffen war dies Teil der Taktik: Die Mehrzahl aller Häuser in der Altstadt waren in Fachwerkbauweise errichtet, so dass sie im entfesselten Feuersturm größtenteils restlos verbrannten. Aber auch aus Stein errichtete Patrizierbauten des Mittelalters wie das Leinwandhaus oder das Steinerne Haus wurden durch Sprengbomben zerstört. Dieser Luftangriff ist auch in einer Kreidezeichnung des Malers Karl Friedrich Lippmann wiedergegeben, der von Sachsenhäuser Seite das Geschehen malte. Die Zeichnung zeigt, wie aufgrund der Feuer Altstadt und Himmel hell erleuchtet sind. Das Haus und die Notunterkunft des Künstlers wurden ebenfalls ausgebombt. In jener Nacht ging auch das Goethehaus unter. Augenzeugen berichteten, dass vor dem Angriff eine unheimliche Stille über der Stadt lag.



Was noch übrig war ... Oben: Römer (links), Paulskirche (rechts), Steinernes Haus (vorn); unten: Die Weißfrauenstraße. Quellen: unbek./Slg. PGL



Die Menschen warteten in ihren verdunkelten Wohnungen voller Angst auf die Ansage des Rundfunks. Minütlich rechnete man mit einem Luftangriff. Doch zunächst blieb alles still. Erst kurz nach 21 Uhr meldete der Sender: „*Ein einzelnes Flugzeug nähert sich der Gaustadt...*“ Viele griffen ihr Hab und Gut und eilten vorsichtshalber in die Keller, andere blieben in ihren Wohnungen. Was sollte ein einzelnes Flugzeug schon anrichten? Doch wenige Minuten später brach das Inferno über die Stadt herein. Der folgenschwere Nachtangriff begann mit einem Täuschungsmanöver der British Air Force, die einen Scheinangriff auf Kassel flog. Andere Fliegerstaffeln, die sogenannte „Christbäume“ (farbige Markierungsbomben) an Bord hatten, blieben zunächst im Raum Koblenz. Doch dann begann das Grauen durch hunderte Bomber, die in jener Nacht 500 Luftminen, 3.000 schwere Sprengbomben und eine Million Brandbomben abwarfen.



Blick vom Dom auf Mehlwaage, Garküchen und Roseneck.  
Nichts davon blieb übrig. Bild: unbek./Slg. PGL

Für viele Bewohner der Altstadt wurde der nahe gelegene Main in dieser Bombennacht zum Retter. Ein Augenzeuge berichtete: „*Ich kam von Offenbach und wollte meine Eltern besuchen, als plötzlich die Sirenen aufheulten. Mit dem ersten Ton aber setzte auch schon der Bombenregen ein. Überall donnerten die Detonationen. Das Haus meiner Eltern konnte ich nicht mehr erreichen. Auf den Dächern der alten Fachwerkbauten in der Altstadt züngelten die Flammen auf. Immer schneller verdichteten sie sich zu einer riesenhaften anwachsenden Lohe, die jedoch bald in den dichten, alles Leben erstickenden Rauchwolken verschwand. Das Pflaster rund um den Römer, wo ich mich gerade aufhielt, wurde immer heißer, und über allem raste, von der Hitze erzeugt, ein furchtbarer Feuersturm. Im Keller des Rathauses standen die Menschen dicht gedrängt. Furcht und Grauen in den Gesichtern. Sie mussten heraus, wollten sie nicht in den raucherfüllten Räumen ersticken. Aber es war schwer, sie davon zu überzeugen, schien ihnen doch der Keller sicherer als die Hölle im Freien. Mit Gewalt zwangen wir sie dann über den großen Notausgang am Gerechtigkeitsbrunnen ins*

*Freie hinaus. Ein unabsehbarer Menschenstrom quoll dort in die brodelnde Hölle. Denn hier mündeten die 80 unterirdischen Tunnels, die wenige Monate vorher geschaffen worden waren. Ein Weg aus den Häusern über die engen, brennenden, qualmenden Straßen der Altstadt hätte den sicheren Tod bedeutet. Vom Main her wurden die Menschen dann pausenlos von der dort stationierten Feuerwehr unter Wasser gehalten. Durchnässt und rauchgeschwärzt kamen sie am Ufer an. Die meisten Bewohner der Altstadt konnten so ihr Leben retten. Sie haben es dem Main zu danken. Er ließ sie nicht im Stich.“*



Der Tuchgaden war eine der malerischsten Gassen Frankfurts.  
Bilder: unbek./Slg. PGL

Die Bilanz dieser Schreckensnacht: 1.001 Männer, Frauen und Kinder starben. Bezeichnend für die Wucht dieses Angriffs ist die Tatsache, dass im Tuchgaden, wo praktisch sämtliche Erdgeschosse aus massiven steinernen Gewölben bestanden, in den Morgenstunden des 24. März 1944 kein einziges Haus mehr stand. Von den rund 2.000 Fachwerkhäusern blieb nur ein einziges – das Haus Wertheim am Fahrtor – unbeschädigt. Der Grund war, die Feuerwehr hatte es mit einem Wasserschleier geschützt, um den Fluchtweg vom Römerberg zum Mainufer offen zu halten.

Doch die Trümmer waren noch nicht abgekühlt, da wurde zwei Tage später ein dritter Großangriff gegen die Mainmetropole geflogen. Am 24. März 1944 kamen 262 US-amerikanische Flugzeuge und brachte weiteren 372 Menschen den Tod. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Mai 1945 wurde Frankfurt noch mehrmals bombardiert, insgesamt zählte man am Ende 5.559 Opfer der Luftangriffe.



Dass die Zahl der Opfer im Vergleich zu anderen Städten nicht höher war, lag vor allem daran, dass seit Sommer 1940 die massiv gebauten Keller der Altstadt Häuser untereinander verbunden waren. Durch den oben erwähnten Notausstieg am Gerechtigkeitsbrunnen auf dem Römerberg konnten allein rund 800 Menschen gerettet werden.



Zerstörung von Spolien im Jahr 1945, Bild: unbek. Quelle/Slg. PGL

Als der Krieg vorbei war, hatte Frankfurt am Main sein Stadtbild verloren. Die Altstadt war ein einziges Trümmerfeld, von 177.000 Wohnungen blieben nur 44.000 unbeschädigt, von 124 Schulen waren noch 16 unversehrt, von 22 Krankenhäusern lediglich zwei. Alle zehn Mainbrücken waren zerstört. Ab Februar 1945 gab es in Frankfurt kein Gas mehr. Und von den im Jahr 1939 existierenden 6.130 elektrischen und 11.125 mit Gas betriebenen Straßenleuchten funktionierten gerade noch etwa 800 Stück. Die stimmungsvollen Gaslaternen in den Altstadt-Gassen sind zusammen mit den Tausenden Häusern im Feuersturm untergegangen. In der Nachkriegszeit erreichte die Stadt zwar wieder die Zahl von mehr als 11.300 Gaslaternen, doch die fanden sich in der äußeren Innenstadt und in den Vororten. Die Altstadt hatte kein Gaslicht mehr. Am 31. März 1946 waren in ganz Frankfurt nur 60 Gas- und 790 Elektroleuchten in Betrieb. Acht Jahre später sorgten wieder 7.702 Gas- und 7.838 Elektroleuchten für Licht auf den Straßen.

In der ehemaligen Altstadt begann man erst 1952 mit dem Neuaufbau, wobei das Areal zwischen Römer und Dom wegen seiner Geschichte ausgespart wurde. Zur prägenden (elektrischen) Beleuchtung wurde in den 1950er Jahren in der Innenstadt Frankfurts die sogenannte Pilzleuchte in verschiedenen Größen. Heute ist sie verschwunden, doch ihr gasbetriebenes Pendant ist in Düsseldorf unter der Bezeichnung „Modell Frankfurt“ weiter präsent.

Eine Zeit lang schien es, als könnte Frankfurt am Main die Bundeshauptstadt der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland werden, deshalb wollte man zumindest Plätze für eventuelle Regierungsbauten vorhalten. Doch es kam bekanntlich anders, Bonn wurde Bundeshauptstadt. So blieb das Gebiet jahrelang ein unbebauter Parkplatz, bis Anfang der 1970er Jahre das Technische Rathaus entstand. Nachdem vor allem aus der Bürgerschaft Stimmen laut wurden, zumindest die Ostzeile des Römerbergs wieder im historischen Stil herzustellen, wurde dieses Bauprojekt Anfang der 1980er Jahre umgesetzt. Als eine Art Gegenleistung an die Modernisten entschied man sich damals aber auch für den Bau der Kunstschirm, einem wuchtigen Betonbau, der einen großen Teil der früheren Altstadt überlagert und heute – von oben betrachtet – wie ein Fremdkörper wirkt.



Die Ostseite des Römerbergs – gegenüber dem Rathaus Römer – wird auch Samstagsberg genannt. Die Häuser wurden im Krieg völlig zerstört, die Reste abgetragen. Danach war hier eine Brache, bis in den 1970er Jahren eine kontroverse Debatte über die Bebauung entbrannte. Schließlich wurde die Rekonstruktion von sieben Gebäuden beschlossen und 1981-83 ausgeführt. Um auch Modernisten zufriedenzustellen, wurde nur wenige Meter dahinter von 1983 bis 1986 die Kunsthalle Schirm gebaut. Das 140 Meter lange und 10 Meter breite Gebäude wirkt wie ein Fremdkörper und verhindert weitere Rekonstruktionen von alten Gassen wie z.B. den Tuchgaden oder das Fünffingerplätzchen. Bilder: oben links unbekannt/Postkarte; oben rechts: pedelecs; unten links unbekannt.

## DIE WEITERE ENTWICKLUNG DER GASBELEUCHTUNG

Die Altstadt war nach dem Zweiten Weltkrieg eigentlich keine „Altstadt“ mehr. Neue Geschäfts- und Wohnhäuser entstanden, dazu auch breite Straßen für den Autoverkehr. Beim Bau der Berliner Straße, einer Ost-West-Verbindung, wurde auf frühere Straßenverläufe keine Rücksicht genommen. Es galt – wie auch in anderen Orten – die autogerechte Stadt zu schaffen. Innerhalb des sogenannten Anlagenrings, also der früheren Altstadt, waren keine Gaslaternen mehr zu finden. Lediglich in einem Abschnitt des Anlagenrings (Obermainanlage) sowie in der kleinen Krögerstraße hat man Gasreihenleuchten installiert. Die neu bebauten Straßen der früheren Altstadt hatten häufig sogenannte elektrische Pilzleuchten. Dafür strahlte das Gaslicht in fast allen Frankfurter Stadtteilen, in vielen davon bis heute!

Ab 3. April 1967 begann man in Frankfurt am Main die Umstellung von Stadt- auf Erdgas. Im gleichen Jahr zogen die Main-Gaswerke AG in ein Hochhaus auf dem alten Gaswerksgelände an der Solmsstraße 38 in Bockenheim. Die Erdgasumstellung bringt für viele Gasleuchten, darunter wunderbare Modelle, das Aus. Von 11.530 Gaslaternen (Stand 1966) blieben aber etwa 60 Prozent übrig. Menschen, die damals gegen die „Umrüstung“ ihrer Straße protestiert haben, wurde erklärt, die Gaslaternen ließen sich nicht auf Erdgas umrüsten. Eine Glatte Lüge, wie wir wissen ...



Links: Verwaltungsgebäude der Main-Gaswerke AG in der Solmsstraße;  
rechts: Das Gaswerk Ost in der Schielestraße. Unten: Vierseitige Frankfurter  
Gaslaternen mit Stadtkandelaber, Sachsenhäuser (Vorort-)Kandelaber,  
Stadtkandelaber mit Verlängerungsstück und als Feuermelder-Laterne.  
Bilder: Institut für Stadtgeschichte



Am 1. Januar 1998 wurden aufgrund der Neuregelung des Energiewirtschaftsrechts die Versorgungsbetriebe der Stadtwerke Frankfurt GmbH mit der Maingas AG zur Mainova AG vereinigt. Insider befürchteten schon damals das Ende der Gasbeleuchtung, weil sie als „Nischenprodukt“ in einem auf Strom getrimmten Konzern nur eine untergeordnete Rolle spielen würde. Letztendlich trat diese Befürchtung auch ein. Die Mainova in Gestalt ihres Ablegers „Straßenbeleuchtung Rhein-Main“ – hat kein Interesse, die historischen Gaslichter weiter zu bewirtschaften. Nach entsprechender, massiver Einflussnahme auf Entscheidungsträger beschloss die Stadt im Sommer 2014 die Demontage sämtlicher Gasleuchten – mit Ausnahme einer lächerlichen Anzahl von sechs Gasreihenleuchten im Dornbusch. Der Bestand ist seitdem von 5.400 auf etwa 4.700 Stück zurückgegangen.

Richtig historische Gasleuchten sind im heutigen Frankfurt sehr selten. Es existieren einige wenige gusseiserne Kandelaber, sowohl die „Altstadt-Form“ der ICGA als auch die „Vorort-Variante“. Bei den Leuchten-Köpfen sieht es ebenso schlecht aus. Originale bzw. gute Replikat sind kaum noch zu sehen. In den 1980er Jahren verschwand eine Original-Laterne samt Stadtkandelaber und fand später den Weg zu einem Sammler nach Sachsen. Eine andere viereckige Alt-Frankfurter Leuchte aus dem Stadtteil Hausen ging ebenfalls auf undurchsichtige Art verloren. Auch ein Wandarm samt viereckiger Gaslaterne verschwand vor gut acht Jahren, der Nachfolger der Main-Gaswerke, die Mainova demonitierte die am historischen Kuhhirtenturm

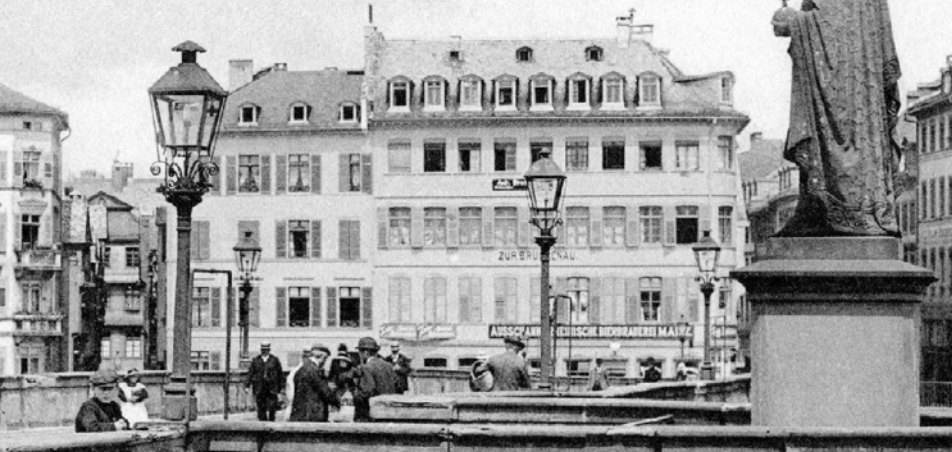
in Sachsenhausen angebrachte Laterne, angeblich liegt sie auf irgendeinem Dachboden. Stattdessen steht dort eine billige, aus Hartplastik hergestellte, sechsstufige Leuchte im „Baustil München“ mit elektrischem Licht hinter Milchglasscheiben. Zum Schluss auf der nächsten Seite nochmals Impressionen aus der „alten“ Altstadt von Frankfurt am Main.

Bettina Raetzer-Grimm

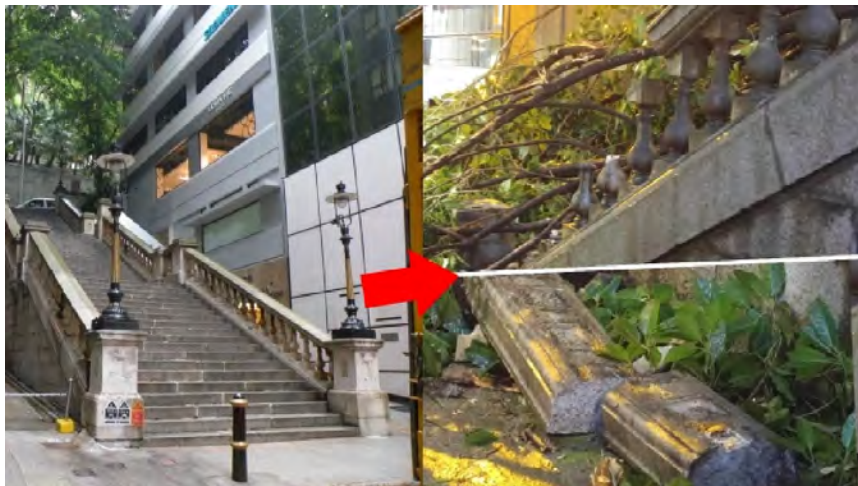


Frankfurts Gassengewirr v.l.: Flössergasse, Rapunzelgässchen, Bendergasse, Hinter dem Lämmchen. Mitte: Die Alte Brücke mit Gaskandelabern und auffälligen Gasleitungen; unten rechts der „Schwarze Stern“ (1983 rekonstruiert). Bilder: Slg. PGL

**BLICK AUF DIE ALTSTADT...  
... VON FRANKFURT a/M**



## HONGKONG - HISTORISCHE GASKANDELABER DURCH TAIFUN ZERSTÖRT

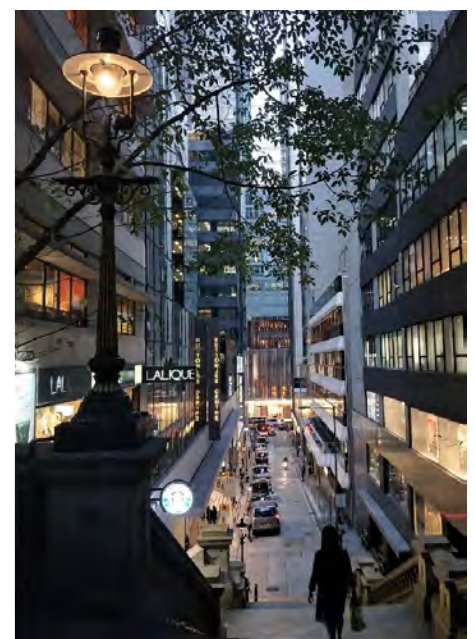


*Die Duddell Street – besser Treppe – vor und nach dem Taifun. Die Rochester-Aufsatzleuchten sind auf Maueraufsatz-Kandelabern montiert.  
Bild: unbek./Wikicommons/Facebook*

Vor einigen Wochen wurde diese Leuchten Opfer des Taifuns „Manghut“. Drei der Lichtständer wurden teilweise bzw. komplett zerstört, als ein Baum auf die Kandelaber fiel. Nach Angaben der Hong Kong and China Gas Company wurden auch die Laternensockel schwer getroffen. Die vier Gasleuchten sind seit 1967 die letzten Gasstraßenleuchten in Hongkong. Es handelt sich um zweiflammige Leuchten des Modells „Rochester“ der Londoner Firma Sugg, ausgestattet mit Zünduhren. Dass es sich um englische Laternen hat, dürfte schlicht daran liegen, dass Hongkong von 1843 bis 1997 britische Kronkolonie war. Damit sie störungsfrei funktionieren, mussten sie dem subtropischen Klima angepasst werden. Die Gaslaternen dienten schon häufig als Kulisse für Filmaufnahmen, aber auch als Motiv für Hochzeitspaare. Und die Laternen hatten bis in die 1970er Jahre noch etwas Ungewöhnliches: An den Kandelabern befanden sich in etwa einem Meter Höhe sogenannte „rat bins“, kleine Metalleimer mit Deckel, gefüllt mit dem Desinfektionsmittel Karbolsäure. Hier entsorgte man die Ratten, die man gefunden oder erlegt hatte. Grund dafür war die Pest, die sich ab 1894 immer mehr ausbreitete. Überträger der Pest waren die Flöhe der braunen Ratte. Die „rat bins“ sind wegen ihres Ekligkeitsfaktors längst Geschichte. Geblieben ist eine in Hongkong verbreitete spöttische Redewendung: Eine deutlich kleinere Frau neben ihrem großen, dünnen Mann sehe aus wie ein „Ratteneimer an einem Laternenmast“. Es bleibt nun zu hoffen, dass es Wege gibt, die demolierten Lichtständer und Leuchten wieder restaurieren zu können. Es wäre sehr bedauerlich, wenn das nicht klappt, denn die Gaslaternen waren in Hongkong wirklich einzigartig.

BRG

Auch über Europa hinaus kann man an manchen Stellen auf Gaslaternen stoßen, so beispielsweise in der ehemaligen britischen Kronkolonie Hongkong, heute ein Teil der Volksrepublik China. Dort gibt es eine als historische beschriebene Straße – besser ein Treppen-Aufgang – die Duddell Street. Hier stehen seit Jahrzehnten vier historische Kandelaber mit Gasleuchten, die als historische Baudenkmäler gelten. Die Treppe wurde zwischen 1875 und 1889 erbaut.



# NIX WIE LAMPE ① - ALLMÄCHD, NOCH EINE LATERNE

Vor sechs Wochen stellte ich im Zündfunken meine Gaslaternen vor. Jetzt gibt es wieder Neuigkeiten, diesmal von meiner dritten Gaslaterne, einer Bamag U7 der Firma GBS! Kürzlich habe ich mein Projekt fertig gestellt. Der Test der Leuchte am Boden verlief erfolgreich. Und schon bald stand fest, wo die Leuchte später hin soll, nämlich an die Garage, wo bereits meine Flüssiggasanlage für die Küche untergebracht ist.

Das war der Ist-Zustand, mit dem ich mein Projekt begonnen habe: An der Garagenmauer hing eine schnöde Elektroleuchte, bei der der Schirm schon gebrochen war und der Sockel einer Glühbirne sich von selbiger gelöst hatte und nun in der Fassung feststeckte. Sprich, die Leuchte war Schrott und landete wenig später in der grauen Tonne.

Das 220V Elektrokabel dafür verlief zum Glück nicht weiter kompliziert, also habe ich es einfach aus dem Wanddurchbruch herausgezogen. Der nun freie Durchbruch sollte später gleich als Durchführung für die Gasleitung und Steuerleitung genutzt werden - wozu also neue Löcher bohren. Es musste lediglich etwas vergrößert werden, um noch Platz für das 15mm Kupferrohr zu haben, das als Drainage dient. Das nun frei gewordene 220V Kabel habe ich gleich weiter genutzt für die Zeitschaltuhr. Diese gab es für 15€ bei Pollin für DIN-Schiene. Das Besondere ist, diese Schaltuhr hat einen 220V Eingang, das Relais schaltet aber potentialfrei. Das ist sehr wichtig, die Gasleuchte soll ja keine Netzspannung abbekommen.



NEUES AUS  
NEUSTADT  
AN DER AISCH

Warum überhaupt diese Zeitschaltuhr? Der Sonnensensor (Photodiode) der Gaslaterne ist im Prinzip nichts anderes als ein Schalter. Ist es hell, ist der Schalter „geschlossen“. Ist es dunkel, öffnet der Schalter und die Leuchte geht in Betrieb. Die Zeitschaltuhr ist so eingestellt, dass nachts ab 0:30 bis 7:00 Uhr früh das Relais schließt, um so der Leuchte „Tag“ zu simulieren. In dieser Zeit wird sie praktisch nicht gebraucht und das spart gerade im Winter immens viel Gas und somit bares Geld. Die Zeitschaltuhr wurde also parallel zum Sonnensensor mit einer Lüsterklemme angeschlossen. Unter die Lüsterklemme (Kunststoff) habe ich noch ein kleines Stück Asbest gelegt, um sie vor der Hitze zu schützen. Ebenfalls praktisch, die Uhr hat einen kleinen NiMh-Akku, sodass selbst bei Stromausfall Betriebssicherheit gewährleistet ist. Von der Zeitschaltuhr geht dann ein von der Renovierung übrig gebliebenes Telefonkabel nach draußen zur Leuchte.



Ein Problem gab es noch: Wie sollte die Leuchte befestigt werden? Originale Wandausleger aus Gusseisen kamen nicht in Frage, da es dafür kaum einen Markt gibt und die wenigen die angeboten werden, liegen meist jenseits von 500 - 1.000 €. Also habe ich in der Schlosserei-Abteilung unserer Firma angefragt und siehe da, für einen 20er in die Kaffeekasse haben mir die netten Kollegen diesen tollen Wandarm aus Stahl zusammengeschweißt.

Natürlich konnte er so noch nicht montiert werden, ansonsten würde er in kürzester Zeit rosten. Zur Wahl als Korrosionsschutz standen primern, feuerverzinken oder kaltverzinken. Primern gibt es nur in rot-braun oder grau, mit Lackieren ist es dann schwierig und das waren auch nicht wirklich die Farben, die ich wollte. Feuerverzinken wäre zwar die edelste Variante gewesen, die nächste Firma hat aber so ungünstige Öffnungszeiten, dass es für einen normalen Arbeiter unmöglich ist, hinzukommen, ohne einen Tag Urlaub zu verbraten. Ich habe ihn dann mit Zinkspray kalt verzinkt und anschließend noch mit silbernem Felgenlack lackiert, jetzt passte er auch farblich zur Leuchte. Der Ausleger ist natürlich nicht massiv, sondern es sind Hohlprofile mit 5cm Durchmesser. Trotzdem ist er „sackenschwer“ und damit die Leiter hochkraxeln, gleichzeitig halten, schrauben und nicht herunterfallen, mir tut heute noch alles weh.

Am darauffolgenden Samstag war dann der große Tag gekommen und ich habe die Gasleitung verlegt, den Wandarm montiert und schließlich die Gaslaterne! Ja, es ist schon eine riesige Konstruktion, aber so gehört es eben. Gehalten wird der Wandarm von vier M8x60mm Schrauben, die Leuchte selber von zwei M8x100mm. Im Bild unten rechts erkennt man auch gut die Thorium-haltigen Glühkörper und die Thorium-freien.



Noch ein Wort zu den Glühkörpern. Die Thorium-freien, welche ja als einzige heutzutage frei verkäuflich

sind, haben mich schon oft geärgert, weil sie einfach nach einer gewissen Zeit schwarze Stellen bekamen. Der Verkäufer der „U7“ hat mir dann noch für günstiges Geld 25 Glühkörper zugesendet, alte Bestände mit Thorium. Im direkten Vergleich zeigen sich doch deutliche Unterschiede. Die Thorium-haltigen sind etwas kleiner, dafür aber gleichmäßiger in der Form. Außerdem sind sie sichtbar heller. Nur ein Problem haben sie, sie sind unfassbar fragil. In der „U7“ wollte ich alle Glühkörper durch die Thorium-haltigen ersetzen, aber nein, sollte nicht sein. Beim Erlöschen der Leuchte gibt es nämlich immer einen kleinen Rückschlag mit einem hörbaren \*fup\*. Und genau dabei zerlegt es mir immer zwei Glühkörper, immer an den gleichen Mundstücken. Die zwei anderen halten es komischerweise aus, sowie die Thorium-freien Glühkörper. Ich kann mir dieses Verhalten nicht wirklich erklären, aber vielleicht kennt jemand die Problematik.

*Text + Bilder: Julian Schütz*



→ aus LEIFERDE **NIX WIE LAMPE ②-**  
**DER LANGE WEG ZU EIGENEN GASLATERNEN / EIN HÖCHST SUBJEKTIVER BERICHT**

Bereits seit meiner Kindheit in den frühen 80er Jahren habe ich auf der "die-Welt-entdecken"-Tour immer auf alle möglichen Details geachtet, die andere niemals beachten würden. Das betraf besonders Nebensächlichkeiten, aber auch Fahrzeuge aller Art, sowie sämtliche Dinge, die unser Alltag bestimmten und uns umgaben, so auch die Straßenmöbel und Laternen. Geboren und aufgewachsen in Essen an der Ruhr möchte ich als Beispiele konkret hervorheben: Straßenbahnen aus den 1960er und 1970er Jahren, die Fahrzeugpalette der 1960er und 1970er Jahre im Individualverkehr, überall top gepflegte (überpflegte) Grünanlagen im Verkehr, in den städtischen Parks und Wäldern (wie man es von Postkarten her kennt); die Grundschule und später das Gymnasium mit alten Gebäuden und Mobiliar, überalterten Kollegium und vor allem Lehrmittel aus den 1950er - 1970er Jahren (es wurde zunächst noch viel mehr hektographiert als kopiert) und eben auch die Straßenmöbel und Laternen.

Überwiegend standen in den Nebenstraßen Gaslaternen, ausschließlich das Modell Rech "Modern" als Aufsatz- und Ansatzleuchte, sowie Schneider L12 als elektrisches Pendant. Die Gaslaternen sowie die Schneider L12 waren in resedagrün gehalten, die Ampeln sowie die großen elektrischen Laternen (größtenteils Ansatz-Langfeldleuchten) in den Hauptstraßen waren in dunkelgrün gestrichen. Die Rahmen und Maste der Straßenschilder sowie die schmalen Gehwegpoller waren weiß gestrichen bzw. pulverbeschichtet. Es gab auf Verkehrsinseln auch noch gelb beleuchtete Tonnen mit Richtungspfeil und ganz selten auch gelbe Schildkröten. Die Masten der Richtungsschilder waren ebenfalls weiß, die von beleuchteten Schildern und Verkehrszeichen hingegen gelb.



*Eine Gaslaterne beleuchtete den Eingang zu meinem Grashof Gymnasium. Bild: Sammlung Nico Kiefer*

In meiner Kindheit habe ich das alles so kennen gelernt. Allerdings wusste ich noch nichts von dem grundlegenden Unterschied der Laternen bis ich eines Tages, vielleicht im Alter von 10 Jahren, bei Bekannten übernachtet habe. Abends sollte der damals jugendliche Sohn dieser Familie mit dem Hund noch "atta" gehen (diese Familie war westfälisch geprägt, bei uns in der rheinisch geprägten Familie hätte es "teita" geheißen), und ich sollte oder wollte noch mitgehen. Wir sind dann vom Heierbusch einen Fußweg zur Küppersheide hoch gelaufen, und als wir in dieser Straße ankamen, zündeten in der Dämmerung die ersten Laternen. *Ich blieb an der nächsten Laterne sofort stehen, schaute hoch und fragte, was das denn da oben sei. Die Antwort von dem Jungen:* Das sind Gaslaternen und das da oben sind die Glühstrümpfe. Ab dem Zeitpunkt wusste ich also, dass es sich um Gaslaternen handelt. Allerdings wusste ich mit Glühstrümpfen nichts anzufangen, genauso wenig war mir klar, dass es sich im Grunde um gezähmtes Feuer handelt, was da oben brennt. Aber der Unterschied zwischen der elektrischen und der mit Gas betriebenen Leuchte war mir vom Ergebnis her schon immer klar, weil ich das Licht der Gaslaternen als angenehmer, und das kalt-weiße Licht der Schneider L12 als zu grell empfand.

Die Jahre vergingen und ich achtete in Zukunft mehr auf Gaslaternen als zuvor. Ich wollte doch wissen, wie das mit den Glühstrümpfen ist. Auch wollte ich wissen, was das für so einen komischen u-förmig gebogenen Schnorchel ist, der da herum- hing. Dabei vielen mir von Leuchte zu Leuchte nach und nach auch einige Unterschiede auf: Von weitem schon sehr augenfällig waren vor allem zwei unterschiedliche Dachformen, die in ihrer Grundform zwar gleich, aber deren unteres Segment unterschiedlich hoch war. Die höhere Variante fand ich schon immer etwas plump und weniger schön.

Den nächsten Unterschied betraf dann die Bauart der Reflektoren: Es gab konvexe und flache mit Sicke, ganz selten auch konkave Reflektoren. Diese konkaven Reflektoren fand ich immer schöner als die konvexen (Bild auf der nächsten Seite). Dazu muss ich sagen, dass ich als Ästhet geboren wurde - leider - denn damit hat man es im Leben viel schwerer als andere Menschen, denen egal ist, wie alles aussieht.



*Zweimal Essener Gasleuchte: Links die ältere Bauart des Daches „Modell Modern“ (1950er Jahre), rechts die hohe Bauart (1960er Jahre). Bild: unbek./Ebay-Kl.anz.*



„Modell Modern“ mit konkavem Reflektor, Bild: Klaus Gevatter

Noch im Grundschulalter hatten ein Freund und ich Glück, als wir eines Tages im Beckmannsbusch einen Ruthmannsteiger sahen und die Mitarbeiter von der Stadt ein wenig belästigen durften. In dieser Straße arbeiteten sie zwar gerade an einer Schneider L12, hatten aber die Rolläden des Fahrzeuges offen, so dass dort Ersatzgläser und Dächer für die Gaslaternen sichtbar wurden. Da wir früher immer alles gleich haben wollten, fragte ich natürlich nach den Gläsern und Dächern, wir haben aber keine bekommen. Dafür gaben sie uns ein paar Keramikringe von alten Glühkörpern zum Spielen. Dass diese Teile etwas mit den Gaslaternen zu tun haben sollten, war mir aber immer noch nicht klar, denn wie soll man denn auch in etwa 4 Meter Höhe bitte erkennen können, dass die Glühkörper diese Ringe als Basis haben? Da halfen auch nicht die etwas später gewonnenen Erkenntnisse vom Campingurlaub, als jemand eine Campinggasleuchte auf den Tisch stellte, denn das sah ja auch ganz anders aus.

In meiner Jugendzeit auf dem Gymnasium begleiteten einen die Gaslaternen jeden Tag und auf fast allen Wegen, egal wohin. Da es sich so anfühlte als hätte es Bestand, habe ich deren Existenz einfach nur still genossen und mich dann anderen Dingen zugewendet. Die Aufmerksamkeit galt dann den Straßenbahnen und ich habe immer bedauert, dass die schönen alten Straßenbahnen überall, nur nicht in unserem Stadtteil fahren. So bin ich dann gerne unterwegs gewesen um die anderen Stadtteile kennenzulernen und dort mit den alten Straßenbahnen zu fahren. Dank dem "Schokoticket" war das in den Ferien keine kostspielige Angelegenheit. Legendär war es auch, beim Umsteigen am Hauptbahnhof erst einmal aus der U-Bahn Ebene in die Stadt zu gehen, um im Deutschlandhaus einige Runden Paternoster zu fahren, auch wenn es vom Pfortner nicht gerne gesehen war.

Bei meinen Fahrten durch Essen bin ich überall auf Gaslaternen gestoßen. Es kam eine Zeit, in der man den Eindruck gewinnen konnte, dass die Stadt endlich den Wert mancher alten und schönen Dinge erkannt hatte. In der Gruga wurden plötzlich alte Wege, Brücken, Kunstelemente aus der Zeit um 1965 sowie sogar der alte Grugabahn-Betriebshof aus den 50er Jahren freigelegt, renoviert und reaktiviert. Jahrzehntlang lagen die Anschlussgleise unter Asphalt (was ich mit meinem Adlerauge schon unlängst entdeckt hatte und aus dem sich dann sogar zuvor Kindheitsträume entwickelten, diese Reaktivierung selber vorzunehmen). Auch in der Stadt selbst gab es immer noch so viele Gegenstände, gepflegte Gebäude aus der jungen Nachkriegszeit (z.B. Café Overbeck) und auch der Zeit davor. Man hatte das Gefühl, die Abrisswelle der 60er und 70er Jahre wäre nun endgültig zum Stillstand gekommen. In den Zeitungen mehrten sich Artikel über die Wiedereinführung der Straßenbahn in der Innenstadt. In den nationalen Medien startete langsam die Nostalgiewelle, mit ihrer vermeintlichen Aufarbeitung der letzten 40 Jahre. Die Schlaghosen kamen wieder. Und: Defekte Gaslaternenmaste wurden ausgetauscht, von einem Abbau von Gasbeleuchtung war in meinem Umkreis nichts zu spüren. Es fühlte sich gut an. Für kurze Zeit. Denn dann kam der rasante Abstieg.

Es fing schon damit an, dass auffälligerweise die Grünanlagen nicht mehr so gepflegt wurden. Essen ist eine sehr grüne Stadt, vor allem im Süden, da fiel das schon ins Auge. Die Grünstreifen und Rasenflächen wurden nicht mehr so häufig gemäht, das Unterholz nicht mehr zurückgeschnitten und Betonkübel für Wechselbepflanzung entfernt. Es wurden an den Grünstreifen Schilder aufgestellt, die erklärten, dass es aus Gründen des Umweltschutzes gut sei, nicht mehr zu mähen (die Insekten werden sich tatsächlich gefreut haben). Doch es wurde auch langsam unübersehbar, dass das der Beginn von Sparmaßnahmen der Stadt war. Immer mehr Rolltreppen in den U-Bahn Anlagen wurden nicht mehr instandgesetzt. Die Stadtreinigung, die jahrzehntlang zuständig war, über das ganze Jahr von Hand die Bürgersteige zu reinigen und vor allem von dem vielen Laub zu befreien, war plötzlich nicht mehr zuständig. Der alte Betriebshof der Grugabahn wurde wieder geschlossen und die Gleise dieses Mal ganz abgebaut. Der Besitzer des letzten vorhandenen, gasbetriebenen (!) Grugabahnzuges musste für diesen eine neue Bleibe finden. Leider wurde dieser kürzlich von jemanden erworben mit der Absicht ihn komplett umzubauen, dabei seine Konzeption zu zerstören. Die in der Gruga geöffneten Wege und Brücken wurden wieder



Oben: Paternoster im Deutschlandhaus, Bild: Sammlung Nico Kiefer; unten abgestellte Grugabahn, die mit Gas betrieben wurde. Bild: Michael Schmalenstroer





geschlossen, der Park nicht mehr so stark gepflegt wie vorher. Und siehe da: Im Heidmannsbusch, in dem vor einigen Jahren ein Gaslichtmast getauscht aber nicht mehr gestrichen wurde, wurde die Gasbeleuchtung komplett durch eine mega hässliche Strombeleuchtung ausgetauscht. Wie konnte denn das angehen? Warum dieses? Plötzlich hatte die Gasbeleuchtung wieder meine volle Aufmerksamkeit. Da das Internet damals nur in seinen rudimentären Zügen für normale Bürger noch nicht so vorhanden war, gab es für mich keine Möglichkeit irgendetwas herauszufinden. Und ich habe mich aufgeregt!! Düsseldorf hat doch auch seine Gaslaternen, warum kann ausgerechnet Essen sie jetzt nicht behalten? Doch mit dieser Aufregung musste ich alleine umgehen, es hat wirklich niemanden in meinem Umkreis interessiert, egal ob Eltern, Mitschüler, Freunde oder sogar Mitglieder der Verkehrshistorischen Arbeitsgemeinschaft der EVAG. So stand ich alleine da und musste zusehen wie die Gasbeleuchtung plötzlich Straße um Straße verschwand.

Dass der Bestand früher noch viel größer war und der Abbau schon auch in den 70er Jahren vorangetrieben wurde, war mir natürlich total unbekannt. Es kam für mich plötzlich, denn in den Stadtteilen, in denen ich verkehrte, war es mit der Gasbeleuchtung eben die ganze Zeit unverändert. Das waren vornehmlich: Bredeney, Rütterscheid, Haarzopf, Holsterhausen, Frohnhausen, Südviertel, Rellinghausen, Stadtwald. Dazu sind noch die denkmalgeschützten Viertel Altenhof II und die Margarethenhöhe zu nennen. Hier standen auf einem Marktplatz auch Sechsseitenleuchten von Trapp. In der Innenstadt gab es dazu ja noch das Gaslaternenmuseum sowie vor der Ruhrgaszentrale drei prächtige, mehrarmige Kandelaber mit Gaslicht (die auch heute noch dort stehen, aber abgeschaltet sind).

Eines Nachts, wir wohnten noch in der Bredeneyer Straße, wurde ich davon wach, dass in meinem Zimmer die Wände orangefarbenes Blinklicht reflektierten. Sofort war mir klar, was dies zu bedeuten hatte: Die Gaslaternen wurden abgebaut. Eine ganze Zeit vorher schon waren auf der gegenüberliegenden Straßenseite Elektroleuchten aufgestellt, hässliche Modelle, mit hässlichem Licht. Also habe ich mich angezogen, und leise rausgeschlichen damit die Eltern nicht aufwachten. Bin sofort hin zu dem Steiger und hab gefragt, ob sie mir nicht welche geben könnten. Netterweise bekam ich dann gleich zwei mit samt den Gläsern. Doch da es „nur“ Ansatzleuchten waren, verschwanden sie nach Obduktion erst einmal im Keller. Denn das war irgendwie doch nicht so das, was ich mir vorgestellt hatte.



Oben: Ansatz- und Aufsatzleuchte an der Raadter Straße in Haarzopf. Bild: Google Street View; unten Gasleuchten-Modell „Baden-Baden“ von F. Trapp auf dem Marktplatz der Margarethenhöhe. Bild: Klaus Gevatter



Die Bredeneyer Straße im Jahr 1989 mit Ansatzleuchten, Bild: Klaus Gevatter

Jahre später dann fand ich heraus, dass die Stadt die Gasleuchtenköpfe verkauft. Also sofort beim Tiefbauamt am Reckhammerweg angerufen und nachgefragt. Eine „Schrottleuchte“ ohne Glas (!) kostete 15 Euro. Jetzt wurde es ein bisschen kompliziert: Denn ich hatte die gleichen Arbeitszeiten, wie die Ämter. So habe ich dann extra einen Tag Urlaub genommen, um zum Tiefbauamt zu gehen. Dort angekommen, musste ich erst einmal ins Büro. Da sie aber kein Bargeld annehmen durften habe ich eine Rechnung bekommen, damit musste ich erst einmal zur Sparkasse in der Stadt und mit dem Einzahlungsbeleg anschließend wieder zum Tiefbauamt...



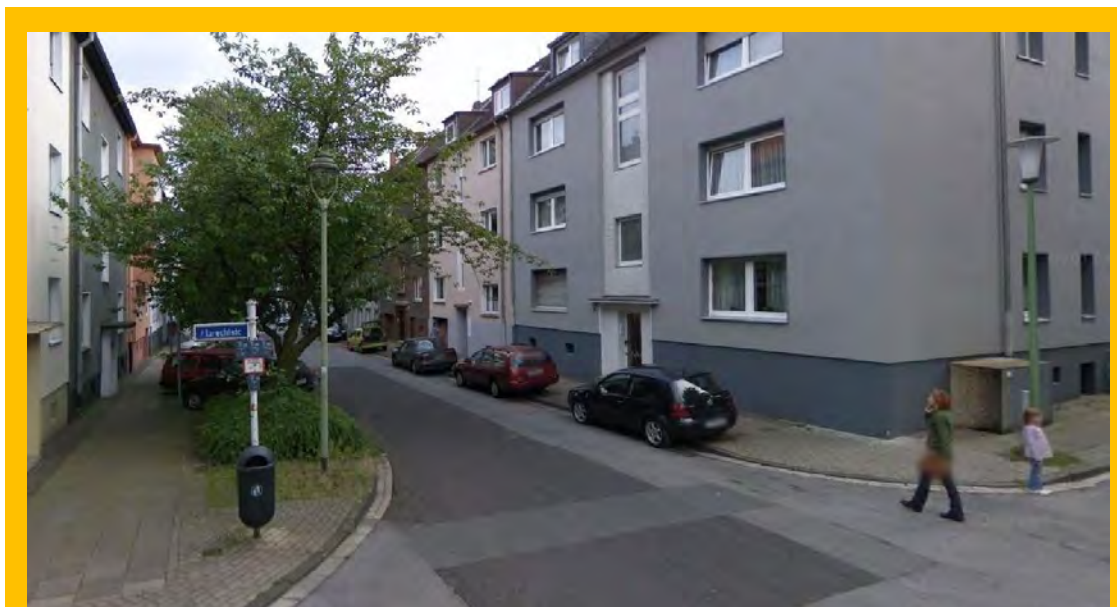
Eine „Schrottleuchte“ für schlappe 15 €. Bild: Sammlung Nico Kiefer

Am Ende wurde ich in einen Raum gebracht, in dem ich mir unter Beobachtung von den Mitarbeitern aus einer Menge von ca. 15 Aufsatzleuchten eine herausuchen durfte. Leider war ich in diesem Moment etwas "high", so dass ich nicht nach Reflektoren oder Dachformen geschaut habe... ich habe nur zugesehen, dass der Zustand des Daches noch gut und ohne große Roststellen war. Bei diesen Rech-Dächern neigt die Emaille oft dazu, an den Schweißpunkten abzuplatzen, was die Mitarbeiter der Straßenbeleuchtungen mit Farbklecksen quittierten. Die Farbe des Mastes und der Lyra stimmte aber mit der Farbe der Dächer nie überein, so dass das immer verbastelt aussah. Mit der Leuchte in der Straßenbahn nach Hause gefahren und dort folgte erst einmal die übliche Obduktion. Wie soll das denn funktionieren? Da müssen doch Teile fehlen! Jetzt hängen da so rote Schläuche rum, da fehlen doch irgendwie die Düsen? Und wie wird das geschaltet? Naja egal, erst einmal in die Badewanne damit und reinigen... Es war natürlich eine Leuchte mit dem klobigen, hohen Dach und dem flachen Reflektor mit Sicke. Gläser hätten 100 Euro gekostet, ich hatte ja aber noch zwei Stück von den Ansatzleuchten im Keller und die passten auch.

So und jetzt? Also mit Gas kann ich das hier in meinem Zimmer so nicht zum Leuchten bringen. Also muss ich das Gaslicht irgendwie imitieren... So habe ich mich dann für vier 220 V Halogenlampen entschieden, die es heute so nicht mehr gibt. Die wurden samt Sockel in die vorhandene Brennkammer eingebaut, und mit Kabel aus dem Modellbahnbedarf und Lüsterklemmen verdrahtet - eine sehr haarsträubende Geschichte! Die Lampe wurde auch immer ganz gut warm...

Als meine jüngeren Cousinen mal da waren, wurde ein wenig getobt. Natürlich musste die Leuchte dabei umkippen und das erste Glas ging zu Bruch. Gut, dass es noch Ersatz gab. Doch mittlerweile war ich ja berufstätig und zog denn auch von Zuhause aus. Beim Sperrmüll wurden dann die Ansatzleuchten aus dem Keller dazugelegt (was für ein Frevel!), sie waren aber noch vor dem Erscheinen der RotoPress schon wieder verschwunden.

Meine erste Wohnung lag in der Krawehlstraße (sie hieß schon vor dem Film "Pappa ante portas" so), zwar mit Schneider L12 beleuchtet, dafür waren aber alle anderen Querstraßen noch mit Gaslaternen beleuchtet. Das war 2003 und es handelte sich um den Demrathkamp, Alexanderstraße, Langenbeckstraße, Goethestraße und viele weitere in Holsterhausen und Rüttenscheid. Im Demrathkamp stand sogar eine Tarifleuchte als Parkplatzleuchte auf einem Grundstück eines Mehrfamilienhauses. Aus Platzgründen kam meine erworbene Leuchte in den Keller, den ich mir aber wohnlich zurecht gemacht hatte.



Die Langenbeckstraße mit Aufsatzleuchte, rechts eine elektrische Leuchte „L12“ der Firma Schneider, die in Essen inzwischen ebenfalls Geschichte ist. Bild: Google Street View

Wer erahnen möchte, wie Essen in den 2000er Jahren mit Gasbeleuchtung ausgesehen hat, dem sei Google Street View empfohlen. Die Straßen Langenbeckstraße, Müllerstraße, Odastraße und Stiftmühlenbrink geben das auch heute noch sehr gut wieder. Doch sollte man sich damit beeilen, denn Goggle tauscht dann und wann die Bilder aus. Die Aufnahmen, die zur Zeit noch zu sehen sind, stammen aus den Jahren 2008/2009.

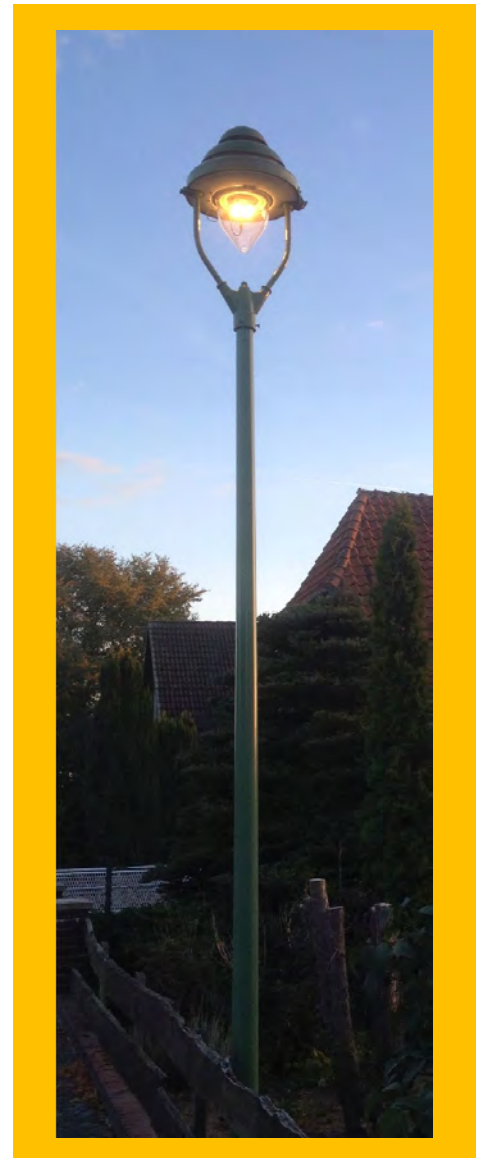
Wieder ein paar Jahre später (2007) zog ich nach Freiburg im Breisgau. Auch da wanderte die Gasleuchte erst einmal in den Keller, dieses Mal um nicht weiter beachtet zu werden. Sie sollte dort solange warten, bis ich es endlich geschafft habe, die Grundvoraussetzungen für einen Betrieb mit Gas zu schaffen. Trotz einer guten Arbeit ist es allerdings nicht möglich, in Freiburg sesshaft zu werden. Ein Abstellraum kostet dort so viel, wie ein Haus auf riesigem Grundstück in Westfalen oder im Osten. Das gleiche galt auch für die ländliche Umgebung: Jedes kleinste Dorf in der Umgebung von Freiburg, Emmendingen, Kirchzarten oder dem Kaiserstuhl war schon abgegrast. Es herrschte eklatante Wohnungsnot, auch heute noch. Zurück nach Essen wollte ich nicht, weil es nicht mehr meine Heimat war. Sie wurde mir mit den Gaslaternen und dem Gaslicht genommen. Auch weiterhin hat sich diese Stadt immer mehr negativ entwickelt, was in dem Bau eines Einkaufszentrums gipfelte, das erst einmal alle guten Geschäfte aus der schönen Innenstadt herausgezogen und die Innenstadt noch toter gemacht hat. Dass die Gaslaternen in den Vierteln mit Denkmalsatzung ebenfalls abgebaut wurden, hat mich zutiefst schockiert. Es betrifft vor allem die Margarethenhöhe, den Altenhof II sowie andere kulturhistorisch wertvolle Siedlungen.

So bin ich in Freiburg geblieben und habe auch dort die ersten Fragmente der ehemaligen Gasbeleuchtung kennengelernt. Und auch dort musste ich feststellen, wie mit Baukultur umgegangen wird: Die Stadt hat kein Problem damit zuzusehen, wie selbst in wohlhabenden Vierteln Jugendstil abgerissen und durch Betonblöcke ersetzt wird. Doch hinsichtlich der Sache mit der eigenen Gasbeleuchtung sollte sich etwas ändern. Zunächst aber ins Negative: Bei dem Verkauf eines Mercedes Heckflosse an einen Antiquitätenhändler fiel ihm in meinem Keller auch die Laterne auf, die er unbedingt für einen Freund haben wollte... so habe ich sie ihm mitverkauft. Denn ich habe angesichts der Situation in Freiburg nicht mehr daran geglaubt, je die Chance zu haben sie mit Gas zu betreiben (so wie auf dem Bild rechts).

Eines Tages war auf meiner Arbeit am schwarzen Brett eine Mitteilung zu finden, wir bekämen einen neuen Mitarbeiter aus Mettmann. Ausgerechnet wurde dieser neue Mitarbeiter, Christian, genau mir gegenüber platziert! Es stellte sich heraus, dass er nur wenige Jahre jünger und genauso begeistert ist von technischen Dingen. Zudem kannte er sich erstaunlicherweise auch in Essen und Umgebung sehr gut aus, so dass wir schnell ins Gespräch kamen und uns immer wieder wunderten, dass uns beiden die gleichen Details aufgefallen waren. So kamen wir auch auf Gaslaternen zu sprechen, das war in dem Zusammenhang, dass uns beiden aufgefallen war, dass in Nierenhof bei Langenberg eine private Firma als Parkplatzbeleuchtung alte Gaslaternen aufgestellt hatte, wenn auch elektrisch betrieben. Und so erzählte er mir auch, dass er eines Tages in Düsseldorf umherfuhr und auf einen Trupp stieß, der Gaslaternen abbaute... und sich auf die gleiche Art und Weise wie ich vor vielen Jahren eine Aufsatzleuchte erfragt hat, die er dann zu Hause auch erst einmal, aber auf raffinierte Art und Weise, so auf elektrisch umgebaut hat, dass dieser Umbau reversibel ist. Jedenfalls schloss sich der Kreis. Er war es auch, der mich dann nur etwas später auf den Verein ProGaslicht aufmerksam machte, vor allem auch auf dieses Mitteilungsblatt. So rückte die Gasbeleuchtung wieder mehr in unseren Fokus.

Durch die Email von Christian kam ich auch auf die Homepage von Rolf Hölterhoff. Endlich mal Bilder von nahem, jetzt konnte man mal die Funktionsweise von der Zündflamme gut erkennen. Und stand da nicht auch etwas von technischer Hilfe? So wurde gleich wieder das Feuer zum Leben erweckt und der Wunsch groß, diesen Fehler, die Laterne zu veräußern, rückgängig zu machen. So schrieb ich doch gleich an Rolf Hölterhoff am 27 September 2012 eine Email mit Bitte um Rat, welche er an Andreas Meßollen weiterleitete, beide sind Mitglied bei ProGaslicht.

Andreas Meßollen nahm sich viel Zeit, meine Fragen zu beantworten und stellte aber von vornherein klar, dass er nur echte Gasleuchten baue und mit elektrisch betriebenen Laternen nichts zu tun hat. Nachdem ich bei Ebay fündig wurde und eine ehemalige Herner Aufsatzleuchte gekauft habe (gleiches Modell wie Essen), trafen Christian und ich uns bei Andreas Meßollen und er zeigte uns, was technisch alles so möglich ist. Ich hätte bis dahin nie daran gedacht, dass es möglich ist, eine Gasleuchte im Haus mit Propangas zu betreiben. Und so bat ich Andreas Meßollen, die Leuchte entsprechend anzufertigen, mit Zündflamme und Schwenkhahn zum Zünden. Nach einiger Zeit war er fertig mit der Leuchte und der Zufall wollte, dass er tatsächlich nach Freiburg kam um einen eigenen Termin wahrzunehmen und mir dabei die Leuchte übergeben zu können. Die Freude war sehr groß, der Traum vom goldenen Licht nun kein bloßer Traum mehr.



So verbrachte ich nun noch ein paar Jahre in Freiburg, habe sogar ein Orchester gegründet und geleitet. Doch es war aus oben beschriebenen Gründen klar, dass wir dort nicht auf Dauer bleiben konnten. Plötzlich hatten wir großes Glück: Meine Freundin hat eine Arbeitsstelle in Wolfsburg bekommen und wir sind in dort in die Nähe gezogen. Es war wie ein Befreiungsschlag, nach sieben Jahren wohnen in überbelegten und nicht gut gelegenen Wohnungen an verkehrsreichen Straßen, dieser unsäglichen Hitze und Schwüle von April bis Oktober, endlich die Chance zu haben in einer Gegend zu leben, in der der Wind die Sommerhitze gut aushalten lässt und in der die Chance auf ein eigenes Häuschen erheblich gestiegen ist. Und ein eigenes Häuschen bedeutet auch, eigene Gaslaternen draußen aufzustellen, wie im richtigen Leben!

Von Anfang an hielt ich Ausschau auf Immobilien. Die Kriterien: Ländliche Lage, Garten, ein Altbau aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, Platz für eine Werkstatt, sinnvoller Platz für die Gaslaterne. Wir haben ein unglaubliches Glück gehabt, und genau das richtige Objekt zu einem guten Preis gefunden. Das beinhaltet allerdings eine Totalsanierung eines Hauses von 1935, das praktischer Weise eine Scheune angebaut hat, sowie einen Garten rundherum besitzt. Was den sinnvollen Platz für Gaslicht anbelangt haben wir ebenfalls voll ins Schwarze getroffen: Mir hätte es fern gelegen, mit der Gaslaterne irgendwelche Blumen anzuleuchten. Ich wollte schon immer, dass wenn man so etwas macht, die Gaslaternen einen Standort haben, der auch von der



*Gaslichtmaste, frisch pulverbeschichtet,  
Bild: Nico Kiefer*

Gemeinde so hätte ausgewählt werden können. Da wir ein Eckgrundstück haben und die elektrischen Laternen glücklicher Weise sehr weit auseinander stehen und keine davon an unserem Grundstück, lag nichts näher, als sich für zwei Gaslaternen zu entscheiden, wovon eine genau zwischen den elektrischen Laternen stehen könnte und von einer Terrasse gartenseitig zu sehen ist, und die andere vor dem Hauseingang als Eingangsbeleuchtung. Beide Laternen sollten ganz nah am Gartenzaun stehen und vor allem auch den Bürgersteig und die Straße beleuchten, so dass auch alle anderen Mitbürger etwas davon haben.

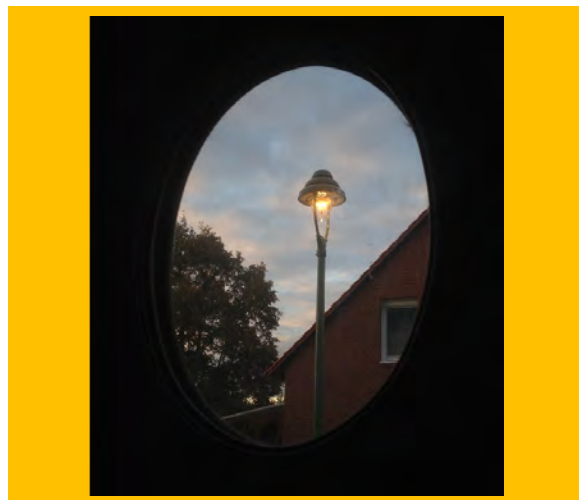
Nachdem die Sanierung des Hauses schon so weit fortgeschritten war, dass die Gasinstallation angegangen werden sollte, wurde es Zeit, sich Gedanken um die technische Ausrüstung der Laternen zu machen. Vorhanden waren mittlerweile nun drei Leuchtenköpfe: einmal der von Andreas Meßollen für Propangas aufgebaute, ein weiterer über Ebay Kleinanzeigen gekaufte original Essener mit Gaseinrichtung, sowie ein originales Essener Gehäuse ohne alles

(Elektro-Opfer). Klar waren nun auch beide Standorte, es sollten nun also zwei Gasleuchten hergerichtet werden. Dazu hatte ich auch mittlerweile bei Trapp zwei konische, verzinkte Stahlrohre besorgt, die vom örtlichen Schlosser mit Standplatte und Gasanschlüssen versehen wurden. Diese ließ ich dann in resedagrün RAL 6011 pulverbeschichten.

Doch wie die Laternen schalten? Bevor die endgültige Entscheidung für zwei Gaslaternen gefallen war, ließ ich in der Zwischenzeit den einen originalen Essener Leuchtenkopf mit Gaseinrichtung bei Schneider in Hamm renovieren, dabei wurde ein elektronischer Zünder mit Dämmerungsschalter von GBS eingebaut. Doch nun, wo ich die zweite Laterne auch noch zurecht machen wollte habe ich mir gedacht, dass es doch unperformant wäre, wenn beide Laternen zu unterschiedlicher Zeit zünden würden, da man solche Schaltgeräte nicht absolut synchronisieren kann. Außerdem widerstrebte mir der Einbau von batteriebetriebenen Geräten mit elektronischen Bauteilen sehr.

Nachdem der Zündfunke Nr. 70 mit seinem Bericht über die Druckwelle herauskam, entwickelte sich bei mir die Idee, ob es nicht auch mit einer dort beschriebenen Druckerhöhung ginge? Für eine echte Druckwelle könnte ich doch unmöglich den benötigten Druck zur Verfügung stellen? Nach ein, zwei Telefonaten und Anfragen hatte ich nun zwei neue Kontakte bekommen: Hans Stefan Eckhardt und Klaus Gevatter, beides Menschen mit sehr viel Fachwissen und Erfahrungen in dem Bereich Gasbeleuchtung. Hans Stefan Eckhardt hat Jahrzehnte in diesem Fach gearbeitet, Klaus Gevatter arbeitet schon seit Jahrzehnten privat an Gasbeleuchtungen und hat ein absolut akribisches Gedächtnis bis ins kleinste Detail, was die unterschiedlichen Modelle der verschiedenen Hersteller und deren technischen Ausrüstungen anbelangt. Von ihm stammen viele Informationen und Berichte, die hier im Zündfunken erscheinen, so auch der Bericht über die Druckwelle. Wobei sich beide auch sehr gut ergänzen, da sie schon lange zusammenarbeiten. Klaus Gevatter hat einige Zeit unter anderem in Essen gelebt, und daher noch sehr gute (Kindheits-)Erinnerungen an die dortige Gasbeleuchtung in den sechziger Jahren. So kamen wir schnell ins Gespräch und ich konnte meine technischen Fragen anbringen.

Es ergaben sich nun mehrere Dinge: Zum einen hat mir Klaus Gevatter den entscheidenden Tipp gegeben, wie ich eventuell doch auch eine richtige Druckwelle hinbekäme. Doch stellte sich auch heraus, dass mir die Gehäuse, so wie sie gerade vorliegen, nicht meinem Geschmack entsprachen. Die Reflektoren sowie die Dächer stellten nicht den Zustand dar, der mir vorschwebte. Ich wollte immer schon die niedrigen Dächer, sowie konkave



Reflektoren haben. Beides sind ältere Ausführungen für das Modell „Modern“ von Rech, die aber in Essen bis zum Schluss auf der Straße sichtbar waren. Zunächst aber zu dem Technischen: Eine Anfrage bei unserem Gasnetzbetreiber verlief positiv: Erstens könne man sich vorstellen, dass jemand sich privat Gaslaternen aufstellt. Zweitens wäre es möglich, dem Haushalt einen erhöhten Gasdruck zur Verfügung zu stellen! Da der Sanitärfachmann, der unsere gesamte Installation machen sollte, für die Gasbeleuchtung offen und auch sehr neugierig darauf war, hat er uns maßgeblich unterstützt. So reifte nun nach etlichen Telefonaten mit Herrn Gevatter und Herrn Eckhardt die Vorstellung, wie genau die technische Ausrüstung aussehen sollte. Ich habe mich letzten Endes für Fernzündler von Rekord entschieden, mit Signallütkörper als Zündflamme (Essen und Düsseldorf hatten die gleiche Zündflamme).

Neben der Möglichkeit, nun beide Laternen zum gleichen Zeitpunkt zu zünden oder zu löschen, bieten diese Fernzündler den ungeheuren Vorteil der Nachtabsenkung. Da ich noch die originalen und geteilten Essener Brennkammern hatte (2x2), kann ich von der Nachtabsenkung Gebrauch machen. Einerseits spart man damit Geld, andererseits demonstriert man damit, dass es das früher so gegeben hat. Essen hatte seine Brennkammern bei der Umstellung von Stadt- auf Erdgas beibehalten und immer zwei Festdüsen gehabt, auch wenn sie von der Nachtabsenkung keinen Gebrauch mehr machen konnten: Essen hatte mit der Umstellung auf Erdgas auf die Druckwelle verzichtet und Dämmerungsschalter verwendet, obwohl sie es in der Anfangszeit noch eine Weile mit der Druckwelle probiert haben.

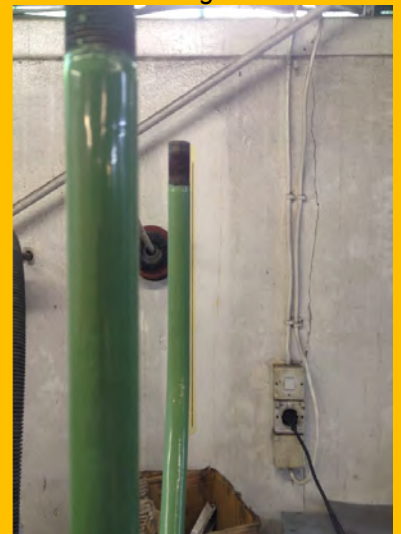
Es wurde nun vor Ort ein Termin mit dem Sanitärbetrieb und dem Netzbetreiber gemacht und die Druckwellenschaltung besprochen. Damit ich Fernzündler aus Düsseldorf verwenden und auch die gleiche Lichtausbeute erhalten kann, haben wir uns auf einen Gasdruck vom 50 mbar geeinigt. Diese 50 mbar stehen also am Gaszähler an. Danach verzweigt sich die Leitung, ein Teil geht zur Heizung und bekommt dort einen Regler für 22 mbar. Der andere Teil geht zu den Gaslaternen: Für den Betriebsdruck von 30 mbar sorgt ein eigener Regler, der aber mit einem Bypass umgangen werden kann. Dieser Bypass wird von einem elektrischen Gasventil geregelt, welches von einer astronomischen Zeitschaltuhr angesteuert wird. Wird der Bypass geöffnet, gelangen die vollen 50 mbar zu den Fernzündern in den Gasleuchten, die Druckwelle löst also den Zünd- oder Löschvorgang aus. Zum Vergleich: Düsseldorf arbeitet mit einem Betriebsdruck von 40 mbar und einer Druckwelle von 60 mbar. Da die Fernzündler sich aber auf den jeweiligen Netzdruck fein justieren lassen, sollte es kein Problem darstellen, mit 10 mbar weniger zu operieren. Die Druckdifferenz von 20 mbar sollte jedenfalls genügend Reserve für einen störungsfreien Betrieb bieten.

Den Winter nutzen meine Freundin und ich dann, uns draußen auf der Baustelle aufzuwärmen: Wir hoben die Schächte für die Gasleitungen aus! Auch wurden die etwas tieferen und größeren Löcher für die beiden Masten gegraben. Das Ganze haben wir dann wieder mit einer Schicht Sand ausgekleidet. Eines Tages kam dann der kleine Bautrupps vom Netzbetreiber: Sie haben die Hausdurchführung erstellt, die PU-Rohre verlegt und verschweißt sowie die Masten angeschlossen. Die Anschlüsse für die Gaslaternenköpfe wurden mit Stopfen versehen und die Leitungen abgedrückt. Sodann konnte der Sanitärbetrieb die Druckwellenschaltung aufbauen und anschließen. In der Zwischenzeit haben meine Freundin und ich die Gasleitungen mit Sand abgedeckt, dabei ein gelbes Band mit der Warnung vor Gasleitungen eingelegt und das Ganze mit Erde bedeckt.

Nun wurde es aber Zeit, dass die Laternenköpfe auch zusammengestellt und aufgebaut würden! Doch was erwähnte Herr Gevatter da plötzlich in einem Nebensatz? Das man wohl auch daran gedacht hätte, dass die Anschlussgewinde in den Gussfüßen in Essen ja ein 3/4 Zoll Linksgewinde hätten, schließlich sei das eine rein Essener



*Links: Die Druckwellenschaltung im Detail; rechts vom Netzbetreiber angeschlossener Gaslichtmast. Bilder: Sammlung Nico Kiefer*



*Oben: Montage der Lyren mit orangefarbenen Gewindekleber und Ausrichten der Lyrröhre. Der Strich an der Wand wurde genau wie das Rohr im Schraubstock mit der Wasserwaage eingerichtet. Durch Drehen der gesamten Lyra um 180° wurden die Rohre zueinander und mit dem Strich an der Wand verglichen. Bilder: Nico Kiefer*



„Spezialität“??? Für einen kurzen Moment stockte mir der Atem. Und tatsächlich stellte sich heraus, dass die Masten mit einem gängigen Rechtsgewinde ausgerüstet waren, während die bereits restaurierten Gaslaternenfüße (Aufsteckzapfen) alle ein Linksgewinde hatten.... So ein Mist! Und nun?

Zufälligerweise wurden ein paar Tage später wieder einmal drei baugleiche Leuchten aus Worms bei Ebay versteigert. Doch kam jede der Laternen über 130 Euro und ich war nicht bereit so viel Geld dafür auszugeben, zumal ich ja nur die Füße davon brauchte. Da gab mir Klaus Gevatter den Tipp, doch mal in Mainz oder Würzburg anzufragen. Gesagt, getan. In Würzburg wurde ich bei den Stadtwerken fündig und konnte zwei Lyren als Ersatzteile erwerben. Diese wurden mir sofort zugesendet, als sie ankamen sogleich untersucht. Ja, die Gewinde passten nun, nur die Lyrarohre waren verdreht und wie sich herausstellte auch undicht. Also habe ich die Lyren komplett zerlegt, die Einzelteile mit Körnerschlägen markiert und zum Sandstrahlen und Pulverbeschichten weggegeben. Nach einer Woche konnte ich die Einzelteile abholen und wieder zusammenbauen. Zum Eindichten gaben mir Hans Stefan Eckhardt und Rolf Kukula den Tipp, von Loctite einen anaeroben Kleber zu verwenden, der unter Luftabschluss aushärtet. Das hat sehr gut funktioniert, doch muss man sich zuvor eine Vorrichtung machen, die sicherstellt, dass die Lyrarohre nach dem Einschrauben in den Aufsteckzapfen zueinander parallel und achsensymmetrisch zum Aufsteckzapfen ausgerichtet sind. Im Anschluss wurden die Übergänge der pulverbeschichteten Einzelteile mit einem speziellen, in Lösemittel gelösten Pulverlack abgetupft.

Jetzt fehlte mir noch ein Essener Kamineinsatz mit Innenreflektor, aber auch da konnte Herr Gevatter mir aushelfen. Allerdings war dieser sehr reparaturbedürftig, musste erst geschweißt, danach neu emailliert werden. Dabei habe ich dann mehrere Reflektoren und diesen Kamineinsatz zum Emaillieren weggegeben. Ergebnis: Der Kamineinsatz ist sehr gut herausgekommen, die Reflektoren waren anschließend derart verzogen, dass man sie nicht mehr verwenden kann. Zudem ist das Emaillieren nicht ganz billig. Ich kann es nur für Teile empfehlen, die von sich aus eine gewisse Formstabilität aufweisen und dabei wirklich selten sind. Sonst lohnt sich das nicht. Herr Eckhardt hat mir zum Schluss einen konvexen und einen flachen Reflektor beschaffen können, die beide noch sehr gut erhalten waren und einer nur ganz wenig mit Kunstharzlack abgetupft werden brauchte. Weiter fehlten noch die Messingröhrchen, die die Strahldüsen aufnehmen. Dazu beschaffte ich Messingrohre, auf die ein M10 x 1 Gewinde geschnitten wurde.

*Bildreihe links:  
Oben Kamin in  
unrestauriertem  
Zustand;  
Mitte: Kamin nach  
Blechbearbeitung;  
unten: Kamin mit  
Brennerrohren.  
Bilder: Nico Kiefer*



Nun konnten die Leuchten montiert werden. Auch war es möglich, aus Würzburg zwei niedrige Dächer zu bekommen, sie waren nur schon etwas teurer und auch aufwändiger aufzuhübschen. So habe ich aus verschiedenen Grüntönen Kunstharzlack zum Abtupfen zusammengemischt. Das oberste Segment der Dächer war von innen komplett ohne Emaille und stark angerostet. Vor dem Lackieren und Abtupfen habe ich diese Stellen vorher mit Rostumwandler (Brunox) behandelt.

Nach dem Zusammenbau der Leuchten scharfte ich schon innerlich mit den Hufen, dass endlich der lang ersehnte Termin stattfindet, an dem der Netzbetreiber die Gasanlage freigibt. Da der verantwortliche Meister Urlaub hatte, war Geduld haben angesagt.

Doch natürlich kam auch dieser Zeitpunkt irgendwann. An diesem Tag versammelten sich gleich mehrere Netztechniker und der Sanitärbetrieb im Keller, alle waren sie neugierig auf die Sache mit den Gaslaternen. Zuerst packten die Netztechniker eine Wassersäule und den neuen Hauseingangsregler aus, den sie extra mit neuen Federn ausgerüstet haben. Dieser wurde nun auf die 50 mbar eingeregelt. Auch die anderen Regler wurden überprüft. Zum Schluss wurde die gesamte Anlage noch mal abgedrückt und auf Dichtheit geprüft. So kam die Freigabe. Sogleich stand ich auf der Leiter, und habe zunächst die Flammenbilder kontrollieren wollen. Doch es passierte nichts. Da die Maste gasführend sind dauerte es sehr lange, bis die Luft in den Rohren und Masten durch das Gas verdrängt wurde. Nun entzündete sich das Gemisch, allerdings konnte ich das Flammenbild am helllichten Tag nicht wirklich erkennen. So habe ich den Sauerstoff an dem Strahlrohr ganz aufgedreht, die Flamme ging dabei nicht aus, also werden die Flammenkegel so klein wie nur möglich sein. Daraufhin wurde die Gaszuführung am Kugelhahn der Laterne noch einmal kurz unterbrochen um die Glühkörper anzubringen und abzuflammen. Und dann folgte das erste Leuchten... Die Netztechniker meinten sodann, sie kämen mal nachts vorbei, „Kontrolle fahren“...

Nur, bei dem Versuch per Druckwelle zu schalten, löste der Gasströmungswächter aus. Also war klar, dass mein Sanitärfachmann sich da noch etwas ausdenken muss, damit das nicht passiert. Das hat er bereits getan, da aber nun die Heizperiode hereingebrochen ist und die Notrufe sich bei ihm stapeln, kam er noch nicht dazu, etwas zu unternehmen. Und so spiele ich jeden Abend und jeden Morgen „Stangenmann“ und zünde die Laternen auf althergebrachte Art.

Was mich zunächst überraschte war die Helligkeit der Laternen. Wobei es nicht überraschend sein sollte, denn technisch entsprechen die Laternen den Düsseldorfern, zudem werden sie mit einem ordentlichen Druck versorgt. Die Essener Gasbeleuchtung der 2000er Jahre habe ich immer dunkler in Erinnerung gehabt als die Düsseldorfern. Ein Punkt hätte zu einer schlechteren Lichtausbeute führen können, nämlich die alte Brennkammer für Stadtgas, bei der die Glühkörperabstände größer sind als bei den neueren Brennkammern für Erdgas. Wirklich sehr überrascht war ich dann aber, als ich die Nachtschaltung ausprobierte und feststellen durfte, wie hell



*Oben: Die Gasleuchten sind auf die Maste montiert; in der Mitte die frisch montierten Leuchten; unten eine Nahaufnahme. Bilder: Nico Kiefer*



## ES WIRD ABEND IN LEIFERDE ...



Oben: Helligkeit bei Abendschaltung, unten bei Nachtschaltung,  
Bilder: Nico Kiefer



## NACHTRAG

**Am 28.11. ist endlich die Druckwellenschaltung in Betrieb genommen worden! Nachdem es in den vergangenen Wochen ein rein handbetätigter Betrieb gewesen war, ist es bei den nun kühlen Temperaturen eine Wohltat, wenn es automatisch funktioniert. Dazu wurde der Gasströmungswächter versetzt, nämlich hinter den Druckregler mit 30 mbar, aber noch vor dem Wiedereintritt des Bypasses. So wird bei der Druckwelle das Gas gar nicht durch den Strömungswächter geleitet, er ist nur für den Betriebsdruck aktiv. Diese „Unsicherheit“ nimmt man in Kauf, da die Druckwelle zeitlich begrenzt ist (eine Minute).**

**Die Schaltzeiten sind:**

- **Zünden: 30 Minuten nach Sonnenuntergang**
- **1. Löschen: 22.30 Uhr (Reduzierung auf 2 Flammen)**
- **2. Löschen: 30 Minuten vor Sonnenaufgang (ganz aus)**

Ein großer Dank an alle, die mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben! In chronologischer Reihenfolge waren dies: Christian Rübenach, Rolf Hölterhoff, Andreas Meßollen, Dieter Piper (GICS), Hermann Lessing, Hans Stefan Eckhardt, Klaus Gevatter und Rolf Kukula. Nicht zuletzt Bettina Grimm durch Vermittlung der Kontaktadressen und überhaupt durch die Herausgabe des Zündfunkens!

Da Hermann Lessing mit seiner Essener Gasleuchte den letzten Entwicklungsstand der Essener Gasbeleuchtung demonstrierte (Reflektor, hohes Dach, Dämmerungsschalter), wollte ich dem sozusagen einen weiteren, früheren Entwicklungsstand an die Seite stellen. Doch leider wurde mein Projekt nicht mehr rechtzeitig fertig, Hermann hat es nicht mehr erleben sollen. Mit Wehmut aber auch Dankbarkeit denke ich gerne an die wenigen, aber schönen Abende zurück, in der wir sehr gute Musik gehört und über verschiedenste Themen gefachsimpelt haben.

*Nico Kiefer*

eine Laterne mit nur noch zwei leuchtenden Glühkörpern ist. Immerhin noch genügend, um sich auf dem Bürgersteig gegenseitig zu erkennen!

Optisch entsprechen die Laternen nun den Essener Laternen während der Zeit der Umstellung von Stadt- auf Erdgas. Sie haben schon die neue Zündflamme, aber noch den alten Fernzünder, sichtbar an der Zug-Öse zum Beiziehen der Leuchte. Eine Laterne hat einen konvexen Reflektor, ungefähr aus der Zeit um 1952, die andere Laterne hat einen flachen Reflektor mit Sicke aus den sechziger Jahren.

Die Masten haben eine Höhe von 4 Metern über dem Erdreich. Mit montierter Leuchte also eine gesamte Höhe von 5 Metern bis zur Dachspitze. Diese Höhe war für Essener Verhältnisse eher die niedrigere, Masten von 4,50 und 5 Meter waren keine Seltenheit. Die 4-Meter-Masten standen bevorzugt in Siedlungen mit eingeschossiger Bebauung. Die höheren Masten standen da, wo die großstädtischen Mehrfamilienhäuser stehen. Dabei war der Lichtpunkt Abstand relativ groß.

Unsere Nachbarn jedenfalls sind hoch begeistert über die schöne, heimelige Beleuchtung. Es wurden tatsächlich von mehreren der Wunsch geäußert, unsere elektrische Straßenbeleuchtung im alten Dorfkern auszutauschen...







## TAMARA DIE UFFBLASBARE ...

Hallo zusammen. Na, ham'se schon erste Weihnachtsjeschenke jekooff? Oder neue Honichkuchen jenascht, die jibt's ja immahin schon seit Ende August, wat ick jedes Jahr völich beknackt finde. Aba beknackt sind ja noch ganz annere Sachen. Womit ick mal wieda uff Hauptstadt zu sprechen komme. Die Hauptstadt des Destastas. Jerade hat der jrüne Obabürgermeesta von Tübingen, Boris Palmer, ne schöne Rakete abgeschossen ...: „Wenn er nach Berlin kommt, wäre dit so, als würde er den funktsjonierenden Teil Deutschlands valassen“, hatter jesaacht. Und weita: „Nüsch würde in Berlin klappen. Kriminalität, Drogen, und ville arme Leute uff Straßen.“ Prompt empört sich die vereinichte Hauptstadt-Pressejournalle über Palmer. Und ooch die rejierenden Polit-Proleten rejen sich uff: „Een Jeneralangriff uff Hauptstadt sei nich sachjerecht ... und niemand würde Palmer zwingen, nach Berlin zu kommen.“ Bei die Zeitungen is dit ja interessant, denn die berichten ja ständich über genau dit, wat Palmer mit seiner Kritik jemeint hat: Ne desaströse Vakehrslenkung, volljestoppte Bahnen und Busse, manchmal fallense ooch aus, weil se herunterjewirtschaftet sind. Verjammelte Schulen und Kitas. Verrottete Grünanlagen, wo de nich sicha durchloofen kannst, weil Dir da Drogenhändla und Kiffa ufflauern. Kieze, wo sich selbst die Polizei nich rintraut, weil dort Arab-Cläns dit Sagen haben. Und denn die unsäglichen Berlina Ämta, wo der Bürger jrundsätzlich als störender Eindringling anjesehen wird. Als Krönung dann die Welt-Lachnummer: Ne Fluchhafen-Baustelle, die niemals fertich wird.

Wat tut die Politik? Nüsch! Dummes Zeuch quatschen und Bullschitt vabreiten. Kürzlich hamse ne Broschüre vorjestellt, da steht drin, dass man bei kleene Mädchen uffpassen muss, wenn se Zöpfe traachen ... und bei Jungs, wenn se zu sportlich sind. Warum? Vamutlich könnten die Eltern von solche Jören rechtsradikal sein. Dit Pampfleet hat sogar noch en Jrußwort vonne Familienministerin drin. Ick gloobe, die ham den Knall nich jehört! Und die legendäre Vawaltung Berlins? Bringt nüsch zustande, stellt aba in Pankow uff nem Straßenabschnitt von 600 Meta 46 (!) Schilder hin, damit die Autofahra wissen: Vorsicht, dit is en Baum (Bild unten). Dit is Schilda-Wahn und Jeldvaschwendung sondershausen! Für so wat hamse Jeld – jenauso wie für das Killen unserer Jaslatüchten. Ick traue mir schon jar nich mehr durch die Stadt, weil ick dauernd an Ecken vorbeikomme, wo jerade noch Jaslichta standen – und jetze wech sind. Erbärmlich is dit! Ick fahre da lieba mal in't Jrüne – det hebt nich nur, sondern man lernet noch ville dazu.

So wie vor etlichen Wochen, da war ick im Spreewald untawege. Dort leben die Sorben, soon Völkchen mit ganz spezjelle Traditzjonen. Fängt schon bei die Klamotten an. Aber erst die Bräuche von denen...im Spätsommern feiern die „Hahnrupfen“. Wat dit is? Erwachsene Männa reiten uff Pferde und vasuchen, einem Hahn, den se vorher ins Jenseits buchsirt hatten und dann annem Jalgen uffjehängt ham, den Kopp abzureißen. So ne Art Wettkampf. Bevor dit Fest losjeht, wird jeübt. Und weil se wohl nicht jenügend Hähne zum Köppen haben, hängense altanativ Jummipuppen an die Holzjalgen. Denen reißen se dann die Köpfe ab. Jummipuppen? Ick dachte, ick werd nich mehr. Tamara, die Uffblasbare. Mal nich als Vorlage für ...na sie wissen schon. Sondern zum Kopf-Ab-Üben. Dit seltsame Fest is ziemlich blutich, und am Ende hängen allahand Trophäen am Jalgen: Sektpullen, en toter Hahn ohne Kopp, Jummipuppen meed in Polen oder ne Klobürste. Und der Schnaps fließt ooch in Strömen. Tierschützern jefällt diesa komische Brauch jar nich, und da muss ick ihnen Recht geben. Ejal, ob se den Hahn vorher schon abjemurkst haben oda nich. Ooch Tiere ham Respekt vadiant. Nu bin ick am Ende meines Vortraaches und am Ende des Jahres anjelangt. Bleibt noch die Fraache: Wer wird nu Boss (oder Bössin) der CDU und Nachfolga von olle Merkel? Die Fraache is aba nu ooch jeklärt: Annegret hat's Rennen jemacht. Dann wird olle März wohl wieda inne Vasenkung vaschwinden ...



*Ick wünsche allen Lesern  
'ne schöne Adventszeit, ein  
fröhliches Weihnachtsfest und  
ein gesundet, neutet Jahr.  
Bleiben Se mir wohljessonnen –  
und immer jut beleuchtet!*

**IHR GRAF KOKS  
VON DER GASANSTALT**

# SCHICHT IM SCHACHT - PIPPI INNE AUGEN STEINKOHLEBERGBAU IST JETZT GESCHICHTE

Mehr als 250 Jahre lang wurde das „schwarze Gold“ in Deutschland unter Tage abgebaut. Der Steinkohlenbergbau hat besonders das Ruhrgebiet geprägt und tausende Arbeiter aus Deutschland und den Nachbarländern in die Region geholt. Bereits Mitte des 16. Jahrhunderts gab es erste kleine Schächte und Stollen zum Kohlenabbau in der Region. Dieser Abbau fand allerdings noch nahe der Erdoberfläche statt. Um das Jahr 1800 begann dann der eigentliche Tiefbau auf der Zeche Vollmond bei Bochum. Schnell entwickelte sich das Ruhrgebiet zur größten Bergbauregion Europas.



Blick auf die Zeche Carolinenglück in Bochum-Hamme (1954). Im Jahr 1964 wurde sie stillgelegt. Bild: unbek./Slg. PGL

Dass man aus Steinkohle oder alternativ auch aus Torf Gas herstellen konnte, ist – obwohl die Entdeckung des Gases viele Väter hatte – vor allem einem deutschen Arzt und Chemiker zuzuschreiben. Johann Joachim Becher (1635-1682) aus Speyer war zunächst als Arzt in Mainz, später als Kaufmann in Wien tätig und häufig in England und den Niederlanden unterwegs. Für seine Experimente bekam er 1681 ein Patent über die Herstellung von Steinkohlenteer. Becher gewann aus der Vergasung von Kohlen und Torf Koks und Teer, mit der dabei entstehenden Flamme war es möglich, Metall und Glas zu schmelzen. Trotzdem blieb das daraus produzierte Gas noch für lange Zeit ungenutzt. Damals erkannte man nicht die Möglichkeiten, die dieses Gas bot. Erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde bekannt, dass man dieses Gas für Leuchtzwecke nutzen konnte.

Um 1775 beleuchtete der Würzburger Apotheker Johann Georg Pickel (1751-1838) sein Geschäft mit Gas, allerdings aus einem Destillat von Tierknochen. Ab 1783 experimentierte der holländische Apotheker Jan Pieter Minckelaers (1748-1824) mit Leuchtgas, es folgten der Franzose Philippe Lebon (1769-1804) und schließlich der Freiburger Professor Wilhelm August Lampadius (1772-1842). Lampadius vergaste Steinkohlen und feuerte dabei mit Holz. In der geschichtlichen Entwicklung ist die Steinkohle eng mit der Leuchtgaserzeugung verbunden, Steinkohle und Gaslicht stehen für die Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Das aus Steinkohle produzierte Gas wurde später als Stadtgas oder Leuchtgas bezeichnet. Nachdem es anfangs lediglich der Beleuchtung diente, nutzte man es später auch zum Betreiben von Gasherden, Gasdurchlauferhitzern und anderen Gasgeräten. Stadtgas in den öffentlichen Gasnetzen wurde in Europa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allmählich durch Erdgas ersetzt – 2009 gab es vereinzelt in China noch mit Stadtgas betriebene Gasnetze.

## SCHWARZES GOLD

Lange Zeit wurde die Steinkohle auch als „Schwarzes Gold“ bezeichnet. Als fossiler Energieträger wurde es seit Jahrzehnten zur Strom- und Wärmeerzeugung durch Verbrennung, aber auch zur Koksproduktion für die Eisenverhüttung genutzt. Die Höhepunkte der Steinkohleherstellung waren die Jahre 1920 und 1945: In den Goldenen Zwanzigern haben etwa 500.000 Bergleute auf knapp 200 Zechen gearbeitet – zur Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg wurden 150 Millionen Tonnen Kohle pro Jahr gefördert. Wer die letzte aktive Zeche Prosper-Haniel in Bottrop besuchen will, der fährt einmal quer durchs Ruhrgebiet, vorbei an stillgelegten Fördertürmen und Halden, auf denen Gras wächst. Sie sind der sichtbare Teil des Strukturwandels.



Auch 1957 arbeiteten im Ruhrgebiet ein knappe halbe Million Kumpel. Die Kohle war der Motor des Wirtschaftswunders der Nachkriegszeit. Sie war wichtig für die Erzeugung von Eisen, mit der man wiederum Stahl herstellte, den man für Maschinen, Züge, Autos brauchte. Ende der 1950er-Jahre wurden im Ruhrgebiet 12,3 Prozent des deutschen Bruttosozialprodukts erzeugt. Dann kam es 1958 zur Kohlekrise. In den folgenden Jahren mussten 40 von 136 Zechen geschlossen werden. Etwa 160.000 Menschen verloren ihren Arbeitsplatz. Ab diesem Zeitpunkt wurden immer mehr Zechen geschlossen und Mitarbeiter entlassen. Die letzte aktive Zeche im Ruhrgebiet schließt Ende des Jahres. Und die Kumpel haben Angst, dass ihre besondere Kultur in Vergessenheit gerät.

## RUHRPOTT UNTER DER RUßGLOCKE

Wenn Andreas Kowalski an früher denkt, dann denkt er an schwarzen Schnee. An die Zeit, als man noch zusehen konnte, wie sich binnen Minuten eine Schicht Kohlenstaub auf den Neuschnee legte. Oder an die saubere Wäsche, die seine Mutter nicht zum Trocknen raushängen konnte, wenn der Wind von der Zeche her blies. Andreas Kowalski ist 1967 in Gelsenkirchen geboren, sein Großvater kam einst aus Polen in den Pott. Als er jung war, lebten die Menschen im Ruhrgebiet noch unter einer Rußglocke. Man stand mit dem Lärm der Zechen auf und ging mit ihm zu Bett.



Schon damals war allen klar, dass es nicht ewig so weitergehen würde. Je billiger Kohle aus dem Ausland wurde, desto häufiger mussten die Arbeiter zu Hause bleiben. Ende 2018 wird auch „Prosper-Haniel“ in Bottrop schließen, der letzte aktive Pütt des Ruhrgebiets. Dann ist es vorbei. Aber was bleibt von einer Industrie, die die Region an Rhein und Ruhr mehr als anderthalb Jahrhunderte lang geprägt hat?

Heute existieren nur noch zwei Zechen, eine davon ist „Bergwerk Prosper-Haniel“, so steht es in großen Lettern auf dem grünen Förderturm, der schon von Weitem zu sehen ist. Aus der Gegensprechanlage an der Eingangsschranke grüßt eine Stimme: "Glückauf". Es ist der alte Gruß der Steiger: Mögest du heil wieder heraufkommen.



*Oben: Die Zechenbahn in Essen (1935), Bildquelle: unbek./Slg. PGL; unten die 2001 stillgelegte Dortmunder Westfalenhütte. Bildquelle: unbek./Slg. PGL*



## GLÜCKAUF - DER ALTE STEIGER-GRUB

Im Jahr 2007 verabschiedete die Regierung ein Gesetz, das sich "Steinkohlefinanzierungsgesetz" nannte, ausgerechnet. Es versetzte es der Steinkohlefinanzierung den Todesstoß. Elf Jahre Gnadenfrist gab es, nun steht das Ende kurz bevor.



Förderturm der Zeche Dahlbusch in Gelsenkirchen-Rotthausen;  
unten Tunnel in einem Bergwerk. Quellen: unbek./Slg. PGL



Dem Ruhrgebiet die Kohle zu nehmen, war in etwa das Gleiche, wie einem Hochleistungssportler das Herz zu entnehmen. Hunderttausende Kumpel mussten umgeschult oder abgefunden werden. Die Frist half ein bisschen; viele konnten bleiben, bis es Zeit für den Ruhestand war. Andere arbeiten heute als Feuerwehrmänner oder Altenpfleger. Doch das Ende der Industrie hat ein Loch. Auch viele Zulieferer mussten schließen, heute sind die Arbeitslosenraten in Teilen des Ruhrgebiets unter den höchsten in Deutschland. Im Pott veröden die Innenstädte, verwahrlost der öffentliche Straßenraum, Tristesse an vielen Orten.

Noch viel länger wird man mit den Nachwirkungen des Steinkohle-Bergbaus beschäftigt sein: Regenwasser, das in die Gruben einsickert, muss abgepumpt werden, weil es Grundwasser verunreinigen könnte. Bergschäden müssen beseitigt, Flächen renaturiert werden. Die Kosten schätzen Experten auf 220 Millionen Euro – pro Jahr. Ein Ende ist nicht absehbar.

Hohe Sicherheitsstandards und die extrem tiefe Lage der Ruhrkohle (bis zu 1.000 Meter unter Tage und mehr) machen den Abbau deutlich teurer als in anderen Erdteilen. Bund und Land fördern ihn mit Milliardenbeträgen. Der Steinkohlenbergbau ist noch vor der Landwirtschaft der größte Empfänger staatlicher Finanzhilfen. 2018 laufen diese Subventionen aus und damit ist auch

definitiv Schluss für den Steinkohlenbergbau in Deutschland. Schicht im Schacht! Das bedeutet auch das Aus für die letzte noch aktive Zeche „Prosper Haniel“ in Bottrop.

## EIGENE GESETZE UNTER TAGE

Mancher noch aktiver Bergmann, darunter Hauer, Steiger, Schlosser, Elektriker, Vorleister und Markscheider, umschleicht schon jetzt ein ziemlich ungutes Gefühl wegen des bevorstehenden Endes. So wie Jupp, der stets zuverlässig in den Förderkorb stieg und in die dunkle Tiefe fuhr. 90 Sekunden lang. Das Grubenhemd war schon klatschnass geschwitzt, bevor die schwere

Arbeit überhaupt losging. Und was war das für eine Maloche! Die Haut wurde kohlrabenschwarz. Jupp ist noch keine 50, und doch beginnt für ihn demnächst der vorgezogene Ruhestand. So wie Jupp geht es auch Orhan, der kam einst als Kind aus der Türkei. Oder Herbert, der seit seiner Jugend Tauben züchtet. Einst ein bevorzugtes Hobby der Bergleute. Auch Werner, der Hauer, hat bald frei. Er ist mit Leib und Seele Skatspieler und liebt Fußball, aber sein Verein Rotweiß Essen ist auch nicht mehr das, was er einmal war. 1955 Deutscher Meister, damals kickte ein gewisser Helmut Rahn für den Club („...aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen, Rahn schießt ...“), später gab es einen Torjäger, den alle „Ente“ nannten, wegen seines watschelnden Ganges. Heute ist RW Essen nur noch Regionalliga. Auch ein Niedergang.



Jupp, Orhan, Andreas, Werner: Alle haben was gemeinsam – demnächst viel Freizeit. Und doch fühlt es sich komisch an. Nur wenige freuen sich auf das Ende des Kumpeldaseins und das sie nicht mehr in die Erde hineinkriechen müssen. Nie mehr in der Kaue umziehen, feuerfeste Klamotten, Bergwerkshemd, Helm, Schienbeinschoner, Sicherheitsstiefel. Keinen vier Kilo schweren Gürtel mit Atemschutzgerät für den Notfall und Batterie für die Grubenlampe mehr anziehen. Ob die Männer, die nun bald das vorgezogene Rentnerdasein genießen können, den ohrenbetäubenden Krach vermissen werden? Dort wo mit wuchtigen Maschinen die Kohle abgeschält wird, wo übrigens früher Hauer mit Hammer und Meißel ihren gefährlichen Dienst leisteten.

Die Welt unter Tage hat eigene Gesetze und eine eigene Sprache. Wörter, die nur Eingeweihte kennen. Armut, zum Beispiel, hieß die Kohle, die ein Kumpel früher mit nach Hause nehmen durfte. Alter Mann ist eine abgebaute Strecke. Frosch ein Geleucht, Katze eine Hängebahn. Und Kumpel wurde zu einem anderen Wort für Freunde. Typen, durch Arbeit zusammengeschweißt, in einer verschworenen Gemeinschaft. Männer, die sich in finsterner Umgebung aufeinander verlassen müssen. Und Sätze nicht umständlich mit Höflichkeitsfloskeln verlängern: Woanders is' auch Scheiße. Doch woanders geht's eben weiter, hier nicht.



Die Laarer Straße in Duisburg. Heute ist hier eine Brache und anstelle der Gaslaternen stehen hässliche Elektroleuchten.  
Bildquelle: Meyerul

## EIN VERTRAG MIT DEM TEUFEL

Vor fünf Jahren passierte auf „Prosper“ der letzte schwere Unfall; ein gewaltiger Kohlebrocken erschlug einen Steiger beim Kontrollgang. Eigentlich wollten die Chefs den Kumpeln den Anblick der Leiche ersparen, sie sollten eine Stunde später einfahren. Doch viele Männer standen am Korb und sahen alles; eine nachdenkliche Schicht wurde das, totenstill, soweit das geht. Es gab mal Bergleute, die meinten, die Arbeit ist wie ein Vertrag mit dem Teufel. Sie beteten vor jeder Einfahrt.

Jupp ist schon lange dabei, mit 16 ist er in die Lehre, von da an hieß es „Arsch aufreißen und Knochen hinhalten“. Er hat schon viel erlebt: Kette abgeflogen und Bagger umgefallen, Wassereinbruch und Sekundenschlaf, nach der Nachtschicht. Zwei-, dreimal, musste Jupp zur Seite springen, als sich plötzlich Gestein löste. Jupp freut sich so langsam auf seine Rente, dann kann er sich noch mehr um den Garten kümmern, um Ziegen, Enten und Hühner. Und er will versuchen, eine Frau zu finden, wird schwer, sagt er, aber wird Zeit, sagt seine Mutter.



Oben: Ein Mitarbeiter der Gaswerke zündet mit der Hand eine Bochumer Gaslaterne nach; unten ein Blick auf die Zeche Westende in Duisburg-Laar. Das Bild mit der Wand-Gasleuchte im Vordergrund wurde später auch Motiv für ein Gemälde.  
Bildquellen: unbekannt/Slg. PGL



Inzwischen sind viele Wirtshäuser im Pott pleite, und Bier ist auch nicht mehr erlaubt auf Arbeit. Vor Jahren ging das noch, da brachte selbst der Ruhrbischof bei seinen Besuchen einen Kasten Bier mit, der wusste noch, was sich gehört. War ja alles um die Ecke, der Pütt, der Garten, der Bolzplatz.



Oben: Die Zeche Consolidation in Gelsenkirchen beendete ihren Betrieb 1993; unten das Werk Bruckhausen in Duisburg-Hamborn, vorn die Friedrich Ebert Str./Hubertusstr. Bilder: unbek./Wikic.



Heute ist der Ruhrpott eine Erinnerungslandschaft. Wohl nirgends finden sich mehr Privatmuseen als Hommage an die Härten der Arbeitswelt, mit nachgebauten Stollen im Garten und Ausstellungen im Keller. Noch immer kennt man die Geschichten vom legendären Schalker Kreisel, jenen Kumpeln um den Hauer und Sprücheklopfer Ernst Kuzorra („Ich wusste nicht, wohin mit dem Ball, da hab ich die Pille einfach reingewichst“), die auf Schalke jeden Gegner schwindlig spielten und in den 1930er Jahren ständig Deutscher Meister wurden. Nun, inzwischen wurde die „Glückauf“-Kampfbahn gegen eine „Veltins-Arena“ eingetauscht, und Gazprom-Russen sponsern den Verein.



In der Ausstellung „Das Zeitalter der Kohle“ wurden auch Gaslaternen gezeigt. Die Ausstellung fand vom 27. April bis 11. November 2018 auf dem Gelände des UNESCO-Weltkulturerbes Zollverein statt. Bild:

## KOHLEHALDEN ZU SKIPISTEN

Und sonst? Die Stammkneipe wurde zur Pizzeria, die Waschkaue zur Geisterbahn, die Kohlehalde zur Skipiste. Bürger verhinderten immerhin, dass Coca-Cola aus einem Gasometer, der mal Gas speicherte, eine überdimensionale Dose macht. Im stillgelegten Hochofen kann man jetzt klettern und in der ehemaligen Kokerei der Essener Zeche Zollverein schwimmen und Köpper üben. Man bekommt dort auch einen Espresso, 'ne gute Currywurst, und alle sind stolz, dass der Pott so schön grün ist; die Europäische Kommission, die muss es ja wissen, hat Essen 2017 gar zur "Grünen Hauptstadt" erklärt. Nun ist Schluss mit dreckig.



Die Arbeitersiedlung Schüngelberg in Gelsenkirchen wurde ab 1897 für die Bergleute der Zeche Hugo errichtet. Bild: Wikipedia

„Ich möchte den Abschied so lange wie möglich hinauszögern“, sagt Werner, der Hauer. „Wenn man mich fragt, bleibe ich auch noch.“ Es gibt ja noch genug zu tun, ein paar Hundert Mann müssen zum Aufräumen da sein, und als sogenannte „Ewigkeitsaufgabe“ bleibt das Abpumpen des Grubenwassers; große Gebiete im Ruhrpott sind durch den Bergbau über die Jahre um bis zu 30 Meter abgesackt. Gäbe es die Pumpwerke nicht, würde das Ruhrgebiet innerhalb weniger Wochen absaufen.



Bergarbeitersiedlung in Essen-Altenhof, Bild unbekannt.

## HÖMMA, BISSE DOOF ODER WAT?

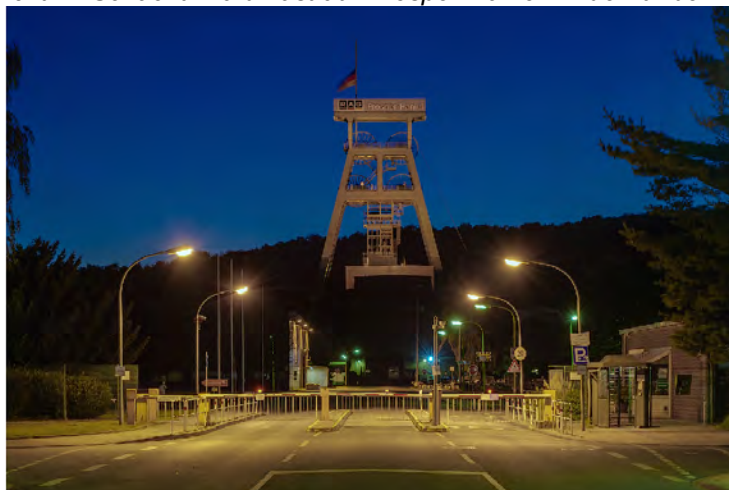
Taubenzüchter Herbert sorgt sich, dass mit dem Ende des Bergbaus auch die Kultur verschwindet. Er will nicht, dass der Zusammenhalt flöten geht, wie er sagt, das Miteinander, das Kollegiale, diese einfache, zupackende Art. Mit Kumpeln hat er in Gelsenkirchen eine Kneipe gepachtet und einen „Sport- und Geselligkeitsverein“ gegründet, mit Sparklub und Fußballmannschaft, weil er die Gemeinschaft von unter Tage eben auch im Alltag leben will. Manchmal, sagt er, komme ich oben nicht so gut zurecht, da sind zu viele Schauspieler unterwegs, da ist viel Schnörkel, künstlich, so vieles. Ein „Hömma, bisse doof oder wat?“ ist schneller als die höfliche Frage, ob jemand bitte schön noch alle Tassen im Schrank hat.

Aber das Ende rückt mit jedem Tag näher, wenn wieder gesammelt wird. Für den nächsten Kumpel, der geht. Meistens bekommt der dann ein Arschleder, halbrund, für den Hintern, auf dem man früher die steilen Strecken herunterrutschen konnte. Heute ist es gut gegen die Kälte und für die Nieren. Auf einem Arschleder können auch alle gut unterzeichnen. Und wenn dann noch zum Abschied ein Kumpel spricht, kommen doch ein paar Tränen, obwohl sich jeder vornimmt, dass ihm das nicht passiert. Aber Jahrzehnte zusammen da unten; da kannze nich anders. Da haste Pippi inne Augen.

Bettina Raetzer-Grimm



Schicht im Schacht! Halbmast auf Prosper Haniel. Bilder: unbek./PGL



# PRAG

## GASLATERNEN - IM ADVENT WIRD AUF DER KARLSBRÜCKE PER HAND GEZÜNDET

Jan Zákovec bringt im Advent die Gaslaternen auf der Karlsbrücke zum Leuchten.

Kurz vor Weihnachten herrscht reges Treiben auf der Karlsbrücke in Prag. Menschen drängen aneinander vorbei, Einheimische, Touristen, Jung und Alt. Während manche die Brücke bloß rasch überqueren wollen, um in den Stadtteil am gegenüberliegenden Moldauufer zu gelangen, genießen andere den Blick auf den Sonnenuntergang und die atemberaubende Kulisse, die sich ihnen von der Karlsbrücke aus bietet. Wie so oft in der Vorweihnachtszeit sind die meisten im Stress und auf sich und ihre Einkäufe konzentriert. Erst ein über zwei Meter großer Mann in langem, historischem Mantel und mit einem langen Bambusstab in der Hand zieht die Aufmerksamkeit der Geschäftigen auf sich.



### DIE RÜCKKEHR DER GASLATERNEN

Der Name des Mannes ist Jan Zákovec. Er ist Leiter des Prager Gasmuseums. Seit 2002 ist er dafür zuständig, die Gaslaternen auf der Karlsbrücke zum Leuchten zu bringen. Zwar ist es mittlerweile natürlich möglich, die Laternen fernzuzünden, doch in der Advents- und Weihnachtszeit übernimmt Zákovec diese Aufgabe selbst. Er möchte so die beinahe vergessene Tradition der Laternenanzünder

fortführen, die früher einmal Gang und Gebe war. Die Einheimischen kennen ihn bereits und wundern sich nicht weiter über den ungewöhnlichen Anblick. Die Touristen hingegen starren gebannt zu dem großen Mann. Jan Zákovec lächelt. Er ist die Aufmerksamkeit längst gewöhnt. Freundlich und mit viel Geduld beantwortet er die Fragen der Neugierigen. Um vier Uhr nachmittags schreitet er schließlich von Laterne zu Laterne, zieht mit dem an der Spitze des Bambusstabs befestigten Haken an einer Vorrichtung im Inneren der Lampe und bewirkt so, dass Gas ausströmt und die Laterne zu leuchten beginnt.



Eine kleine Menschentraube folgt ihm. Während die Sonne bereits fast gänzlich am Horizont verschwunden ist, taucht das Licht der Laternen die Karlsbrücke in eine warme, romantische Atmosphäre. „Früher gab es in Prag bis zu 120 Laternenanzünder“, erzählt Zákovec. „Sie waren dafür zuständig, die rund 7.500 Gaslaternen in der Stadt zum Leuchten zu bringen.“ Dieser Aufgabe kamen sie von 1847 bis 1985 nach. Dann wurden die Gas- nach und nach durch elektrische Leuchten ersetzt. Erst 2002 entschloss man sich, in Prag wieder Gaslaternen einzuführen.

## PRAGS BESONDERER FLAIR

Diese Entscheidung begründete man damit, dass diese einfach zu Prag dazugehören würden. Das ganze Jahr über geht das Licht der Laternen automatisch an. Nur um Weihnachten dreht Zákovec seine tägliche Runde und lässt die Menschen in längst vergangene Zeiten eintauchen. „Wir wenigen Laternenanzünder, die es noch gibt, wollen diese Tradition wieder aufleben lassen. Wir wollen den Menschen zeigen, wie Laternen früher angezündet wurden“, sagt der Leiter des Prager Gasmuseums. 700 Gaslaternen säumen den Weg, den tschechische Monarchen früher auf dem Weg zu ihrer Krönung entlangschritten. Sie sorgen für nostalgische Stimmung und verleihen der Stadt ihr eigenes Flair. Und die vielen Menschen, die Zákovec folgen und ihm Fragen stellen, beweisen: Es braucht nicht immer Neues, Spektakuläres, um Touristen anzulocken und Interesse zu wecken. Manchmal genügt es, Traditionen fortzuführen.

Teresa Freudenthaler



Gaslicht auf der Karlsbrücke. Alle Bilder: Jan Zákovec



HIER NOCH  
WAS GUTES  
ZUM  
SCHLUSS

## DER EINZIGE ZEUGE – EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE

Ein eiskalter Wind heulte zwischen den Bäumen und fegte nassen Schnee über die beinahe menschenleere Straße. Eine einzelne Gaslaterne tat ihr Bestes, um die tiefe Dunkelheit um sie her zu erhellen, doch konnte ihr glitzernder Schein das dichte Schneetreiben kaum durchdringen. Einsam und verloren stand ein kleines Mädchen da, neben einer verfallenen Steinbruchmauer, die das angrenzende Grundstück von der Straße abgrenzte. Ihr Kleid starrte vor Schmutz. Es war an vielen Stellen zerrissen und außerdem viel zu dünn für die Jahreszeit. Die Schuhe des Mädchens waren tropfnass und fast zu Eisklumpen gefroren. Bibbernd von der eisigen Kälte trat das Mädchen von einem Fuß auf den anderen, doch sie bewegte sich nicht vom Fleck, als wartete sie auf etwas Bestimmtes.

Plötzlich kam der alte mürrische Müller vorbei. Seine energischen Schritte knirschten auf dem unberührten Schnee. Seine Mundwinkel schienen dem Mädchen noch tiefer herabgezogen als sonst. Der alte Müller blieb laut schnaufend stehen, betrachtete das

Mädchen eine Weile missbilligend und blaffte sie dann an: „Was machst du denn hier draußen bei dem Wetter? Solltest du nicht längst im Bett sein? Und überhaupt, du wirst dich fürchterlich erkälten. Geh heim!“

„Ich warte“ antwortete das Mädchen. Sonst nichts. Doch es lächelte den alten Griesgram dabei so freundlich und hoffnungsfroh an, dass das Lächeln sein seit so langer Zeit versteinertes Herz ein klein wenig erweichte. Er wusste selbst nicht, wie ihm geschah, doch auf einmal hörte er sich sagen: „Gut, dann warte ich mit dir. Aber nimm wenigstens meinen Mantel, ich friere nicht so schnell wie du.“ So stellte sich der alte Müller neben das Mädchen, das sich in den warmen Mantel des Müllers kuschelte. Schweigend standen beide in der tiefdunklen Nacht, frierend und erwartungsvoll.

Es dauerte nicht lange, da hörten sie ein leises Wimmern, wie von einem Baby. Es wurde immer lauter. Und tatsächlich: Aus dem Schneetreiben schälte sich der Umriss einer jungen Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm. Die Mutter wirkte völlig entkräftet, als hätte sie einen weiten Weg hinter sich mit ihrem Kind. Ihre Hände, die das Baby hielten, waren blau vor Frost. Das Baby aber war hungrig und schrie nun aus Leibeskräften.

„Komm zu uns und warte mit uns“, sagte das Mädchen. „Du kannst den Mantel vom Müller haben.“ Die Frau hüllte sich dankbar in den warmen Mantel und setzte sich auf die alte Mauer, um ihr Kind zu stillen. So saßen und standen sie nun und warteten in der kalten Nacht, ohne wirklich zu wissen worauf. Satt und zufrieden schlief das Baby schließlich ein. Stille breitete sich wieder aus, nur das Heulen des Windes in den Bäumen war zu hören. Die Gaslaterne kämpfte mit ihrem sanften Licht gegen immer dichteren Schneefall an. Keiner sprach, alle waren sie gespannt, was da kommen würde.

Da: Ein Klopfen. Tock-tock-tock. Und nach einer Pause wieder: Tock-tock-tock. Was das wohl sein konnte? Gebannt starrten sie in das Schneetreiben hinaus. Kündigte sich nun das an, worauf sie die ganze Zeit gewartet und gehofft hatten? Doch nein: Es war die alte Käthe, gebeugt vom hohen Alter, gestützt auf ihren Stock. Langsam, Schritt für Schritt, quälte sie sich durch die Dunkelheit.

„Komm, setz dich zu uns und warte mit uns“, sagte das Mädchen wieder. Und die junge Frau lud die alte Käthe ein, mit ihr und dem Baby die Wärme des Mantels zu teilen. Seufzend ließ sich die alte Käthe auf der Mauer nieder. Sie legte ihren Kopf auf die Schulter ihrer Nachbarin und war sofort eingeschlafen.



Plötzlich hörten die Wartenden in der Ferne ein seltsames Klingen, wie von vielen kleinen Glöckchen. Voller Erwartung starrte die kleine Gemeinschaft in die Dunkelheit hinaus. Schien es dort nicht ein wenig heller zu werden? Und ja, tatsächlich: Ein Licht kam auf sie zu. Ein warmer Schein wie von einer Sommersonne kam ihnen entgegen. Es schien ihnen, als hörte selbst der Wind auf zu pfeifen vor lauter Bewunderung für dieses strahlende Licht. Ganz hell wurde es um sie herum, ohne sie jedoch zu blenden, und alle Kälte in den Gliedern und in den Herzen schien auf einmal von ihnen abzufallen wie durch ein Wunder.

Doch was war das? Etwas bewegte sich in dem gleißenden Licht, das sie umgab. Sie meinten einen großen Schlitten zu erkennen. Eine leuchtende Gestalt saß vorne und lenkte die Zugtiere. Die Flügel der Gestalt glänzten wie von purem Gold. Ohne ein einziges Wort winkte die Gestalt der armseligen Gruppe, einzusteigen. Das arme Mädchen, der mürrische Müller, die Mutter mit ihrem Kind, die alte Käthe: Alle gingen sie wie verzaubert auf diesen Schlitten zu und stiegen ein. Das letzte, was man von ihnen hörte, waren die Worte des Müllers. Er meinte: „So hat sich das Warten also doch gelohnt.“

Dann war der Schlitten wieder verschwunden und mit ihm das goldene Licht und die Wärme. Der eiskalte Wind heulte wieder zwischen den Bäumen und fegte nassen Schnee über die nun vollends menschenleere Straße. Die Gaslaterne tat ihr Bestes, um die tiefe Dunkelheit um sie her zu erhellen, doch konnte ihr Schein das dichte Schneetreiben kaum durchdringen. Auf der verfallenen Steinbruchmauer aber lag ein alter, verschlissener Mantel. Die Gaslaterne war der einzige Zeuge des Wunders, das hier geschehen war.

*Euer Glühwürmchen*



**FRÜHER WAR NICHT ALLES BESSER –  
ARCHITEKTUR UND STADTGESTALTUNG ABER SCHON**



FRÖHLICHE WEIHNACHTEN  
UND VIEL GLÜCK UND GESUNDHEIT  
FÜR 2019

ProGaslicht e.V.